Drei Frühlingstage

Tadeusz Rittner

TADEUSZ RITTNER

DREI FRÜHLINGSTAGE

NOVELLEN

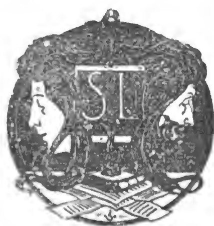


IM VERLAG VON SCHUSTER & LOEFFLER
BERLIN UND LEIPZIG
1900

TADEUSZ RITTNER

Drei Frühlingstage

und andere Novellen



Im Verlag von Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1900

Inhalt

Drei Frühlingstage

I.

Samstag morgens — es war ein sonniger Tag und beinahe so warm wie mittags — begegnete er auf seinem Wege zur Schule vielen Reitern und Pferden; man hatte Einquartierung im Städtchen. Es war schon überall grün, und die aufgesprungenen Fliederknospen dufteten; daneben gab es einen starken Geruch von Pferden. Dieser Maitag im Sonnenglanz war ein kleines Fest. Der Lehrer Jung sah, dass alle Kinder, denen er begegnete, aber auch Mädchen und Frauen muntere Augen hatten, in welchen die Sonne widerstrahlte.

Am Marktplatz gab es eine Überraschung; er begegnete Fräulein Lina im Hut und hellem Sommerkleid. Er begrüsste sie freudig und meinte, dies allein sei schon von guter Vorbedeutung für den ganzen, übrigen Tag. Sie lächelte ein wenig erstaunt, weil man solches von Jung selten hörte. Auch er wisse also den Damen angenehme Dinge zu sagen? Ob sich denn das für ernste Lehrer schicke? Jung errötete und lachte; das sei keine

Redensart gewesen. Es freue ihn wirklich, dass sie der Zufall schon am frühen Morgen zusammenführte. Zu Hause sehe man sich oft, aber das sei noch immer nicht genug. Übrigens sei heute der erste schöne Morgen im Frühling; dazu das glänzende Treiben, die Soldaten, die prächtigen Pferde. Heute möchte man wirklich Soldat sein . . .

Nun ritt eben eine Abteilung vorüber. Die Pferdemähnen leuchteten goldig und silbern in der Sonne, die Dragonerhelme blinkten . . .

Das sei freilich schön, aber . . . Sie lachte. Dazu sei er nicht bestimmt, zum Soldaten müsse man geboren sein. Habe er denn keine Freude an seinen Kindern in der Schule? Ja, Gott ja, das sei ihm alles . . . Aber das vom Soldaten . . . habe er nur so . . . eine Sekunde lang gefühlt, weil's Frühling ist, und der Flieder duftet. Heute hätten sie Schularbeit; das sei für ihn eine Mussestunde, in der man wieder einiges lesen, über Manches nachdenken könne. Sie mahnte ihn scherzend, er solle nicht zu viel nachdenken, da er ja ohnehin so gerne grüble und träume . . . Nein, nein, wehrte er sich, froh, dass sie sein Wesen beobachtet — zum Träumen habe man als Lehrer nicht viel Zeit. Das sei beinahe nicht möglich . . . Man müsse immer bei den Kindern sein, auch in Gedanken. Dann müssten die Kinder auch stets das Gefühl haben, dass man bei ihnen ist . . . Was er für ein

Thema für die Aufgabe gewählt habe? Das Vaterland. Warum denn immer das Vaterland? Das sei das Verständlichste für die Kinder, meinte Jung, da wisse so ein Knabe immer was zu schreiben . . . Nun müssten sie sich aber trennen. Es erwarte sie jemand im Schlossgarten . . . Sie senkte den Blick . . . Eine Freundin . . .

„Ja, eine Freundin“ wiederholte sie schnell „Milli . . . Sie kennen doch Milli?“

Jung reichte ihr die Hand. Sie hat heute dunkle Augen — fiel es ihm auf.

„Kommen Sie rechtzeitig zum Essen!“ mahnte sie.

Nun ging er wieder allein, fühlte sie aber noch immer an seiner Seite. Er hörte ihre leise Stimme und lächelte. Wie sie doch fragt? Über das Thema für die Schularbeit, über alle Kleinigkeiten. Es ist ein Vergnügen, ihr täglich darauf antworten zu können . . Sie schaut so neugierig drein wie ein Kind. Es ist ein unbeholfener Zug in ihrem Gesicht — man möchte oft lachen. Er habe doch noch immer seine Freude an den Kindern in der Schule? Natürlich hat er seine Freude daran. „Ich bitte, mein Fräulein, wer liebt nicht diese blonden Rätsel mit ihren neugierigen Augen, ihrem wunderlichen, unbeholfenen Wesen? Und sind Sie nicht selbst wie diese Kinder, und diese Kinder wie Sie?“ Wenn er sich so recht beobachtet, so denkt er immer schon im voraus, wenn sich etwas in der Schule

begiebt: das werde ich ihr erzählen. Vielleicht ist die ganze Schule darum so schön. Heute wird's etwas zum Erzählen geben, denn heute haben wir eine Untersuchung; die Angelegenheit mit der zerrissenen Wandkarte. Er hat Rolle in Verdacht. Ist es nicht Rolle, dann der rothaarige Simek; wenn keiner von beiden, dann sicherlich Brunn. Einer gesteht ja doch ein. Es ist interessant, dass immer einer eingesteht.

Nun passiert er gerade die Kirche und sieht Simek, welcher seinen Bruder von der niederen Klasse an der Hand führt.

„Warte 'mal, Simek" ruft er dem Knaben zu.

Dieser nimmt die Mütze herunter, errötet und kommt näher.

„Guten Morgen. Ich will dich über etwas fragen."

„Ich war es nicht, Herr Lehrer!"

„Wie? Es ist, als ob ich dich schon gefragt hätte. Du hast also die Karte von Australien nicht zerrissen?"

„Nein . . ."

„Gut. Wer war es also?"

Der Knabe schweigt und senkt verlegen den Kopf.

„War es Rolle?"

„Weiss nicht."

„Du weisst nicht?"

„Nein.“

„Also gut. Führe den Bruder in die Klasse.“

Der Lehrer sah den Knaben nach, und als er in die kühle Flur des Schulhauses eingetreten war, da lächelte er, denn er hatte plötzlich die Überzeugung gewonnen, dass kein anderer, als eben Simek die Wandkarte zerrissen hatte.

Er öffnete die Klassenthür, und es gab ein lautes Geräusch mit den Füssen ... „Setzen!“ . . Dann blätterten sie noch in den Heften, räusperten sich und husteten.

„Herr Lehrer . . .“ beginnt einer von der letzten Bank.

„Was willst du?“

„Mein Tintenfass hab' ich vergessen.“

„Wie kann man denn . . .! Wer hat zwei?“

„Ich habe keine Feder“ berichtet ein anderer.

So ging es eine Zeit lang fort. Dann steht der Lehrer auf:

„Ich muss euch sagen — Simek hat mir soeben am Wege versichert, er habe die Wandkarte nicht zerrissen.“

Er beobachtete die Knaben. Einige waren verdutzt; Andere sahen Simek verstohlen an und lächelten.

„Nun“ fährt er fort „dann war es also ein anderer. Will er nicht eingestehen?“

Die Knaben schwiegen. Einige sahen fortwährend Simek an, stiessen sich an und kicherten.

„Nun“, sagte der Lehrer „wir werden darüber noch reden. Jetzt lasst uns die Aufgabe anfangen. Das Thema der heutigen Arbeit lautet: „Wir sollen dem Vaterlande nützen“ — Buchbinder, wenn du noch länger spielst, so werde ich dir das Messer wegnehmen. Zuerst will ich euch in kurzen Worten . . .“

Er erzählte ihnen in kurzen Worten, wie man dem Vaterlande nützen soll. Fasste dann alles Gesagte in vier Punkten zusammen und schrieb es auf die Tafel auf . . . Nach einer Weile aber nahm er Buchbinder das Messer weg.

Dann setzte er sich auf seinen Platz und schlug die vorletzte Nummer des „Alpenboten“ auf. Er las einen Artikel über das Telephon. Eine Fliege summte ihm fortwährend ins Ohr . . .

Er blickte auf, um zu sehen, ob alle Knaben arbeiteten. Er begegnete sogleich vielen Blicken. Er sah, dass er auch beobachtet werde; nahm also wieder die Zeitung und blickte über das Blatt in die Klasse hinaus.

Simek kaute an seiner Feder und war dunkelrot. Augenscheinlich hatte er noch kein Wort geschrieben. An fünf oder sechs Stellen wurde geradezu zusammen gearbeitet. Manche schielten nur verstohlen in des Nachbars Heft hinüber.

Warum lügen die Kinder? — dachte Jung. — Vorhin hat mich Simek vor allen angelogen . .

Jetzt lügen sie alle mit den Augen. Sie lügen so natürlich, so lächelnd . . . Und während sie betrügen, bleiben sie doch alle kleine, unbeholfene Kinder.

Er beobachtete die flüsternden Kinder und dachte weiter:

. . . Da die Lüge eine Sünde ist, so könnte man sagen: diese Kinder sind sündhaft. Und doch hat man das Gefühl: Kinder sind nicht sündhaft. Vielleicht darum, weil sie alle so licht und blond sind. Da sitzt nun so ein kleiner, rothaariger Simek wie ein geängstigtes Eichhörnchen . . Er zittert in seinem ungeheuren Schuldbewusstsein, rot und unruhig, weil er die Wandkarte von Australien im Übermut zerriss . . . Nun will ich es versuchen, ihm die schwere Last abzunehmen.

„Simek, warum schreibst du nicht?"

„Ich schreibe, Herr Lehrer, bitt schön . . ."

Kein Wort hat er bisher geschrieben und fühlt selbst, dass ich es weiss. Und dennoch er schreibt „bitt schön . . ."

„Simek, willst du nicht zu mir kommen?"

Er kommt zum Katheder. Der Lehrer beugt sich vor und spricht mit ihm flüsternd . . .

„Nicht wahr, Simek, du schreibst nicht?"

Er zerrt verlegen an seinen Rockknöpfen.

„Ist die Aufgabe so schwer?"

„Nein . . ."

„Du bist sonst fleissig, siehe . . .“

Jetzt verzieht er die Mundwinkel.

„Oder . . . kannst du aus einem anderen Grunde nicht ruhig schreiben?“

Der Knabe wendet den Kopf ab.

„Nun? Drückt dich etwas? Willst du mir etwas sagen?“

Der Kleine weint. Es rinnt aus den Augen, aus der Nase; er weiss sich nicht zu helfen.

Der Lehrer nimmt ihn bei der Hand. In der Klasse merken sie, dass etwas vorgeht; man hört sie flüstern.

„Seid ruhig und schreibt!“ sagt der Lehrer.

Es wird mäuschenstill.

„Nicht wahr, Simek“ fragt er nun mild und leise, „die Karte von . . .“

Der Knabe schluchzt.

„Australien . . . hast du selbst . . .“

Simek blickt unter Thränen beinahe freudig auf.

„Ja . . . ich.“

„Gut, dass du es eingestanden. Und nächstens . . .“

Der Knabe geht dann ruhig zur Bank und macht sich gleich ans Schreiben. Nach einer Weile macht der Lehrer einen kleinen Rundgang in der Klasse . . . Bei Simek bleibt er unbemerkt stehen und liest von weitem die Worte, welche dieser gerade niederschreibt:

„. . . So ist das Vaterland für den Menschen das edelste Gefühl. Ebenso wie Gott und die Tapferkeit. Man muss sein Blut bis zum letzten Tropfen . . .“

Der Lehrer lächelt. Geht dann zum Katheder zurück. Er blickt durchs Fenster auf die sonnige Gasse hinaus. Er sieht weit bis zum Marktplatz, wo er morgens Fräulein Lina begegnete. Jetzt ist sie wohl zu Hause, sitzt im Laden und plaudert mit den Kunden. Die Leute gehen vielleicht darum in den Laden, weil sie so fröhlich plaudert und lacht. Ob sie da zuweilen an ihn denkt? Jetzt sind's noch zwei Stunden, und dann wird er sie wiedersehen. Er wird ihr über die Angelegenheit mit der Wandkarte berichten, und sie wird fragen, ob er den Thäter glücklich erwischt habe? Nein, wird er antworten, das brauchte ich gar nicht, die Kinder gestehen alles selbst ein. Simek ist selbst gekommen und hat seine Schuld reumütig bekannt. Sie wird verwundert sein . . . ist das immer so? Ja, wird er sagen, ausnahmslos, ausnahmslos. Die Kinder lügen gerne, aber das ist bei ihnen nicht sündhaft. Sie lügen, um sich etwas länger zu quälen, und sind dann froh, wenn man sie von ihrer kleinen Lüge befreit. Wie könnte er ihr andeuten, dass sie selbst ihm wie ein Kind erscheint. Es würde ihm eine unbegreifliche Lust sein, wenn sie es wüsste . . Es darf sie ja jeder anschauen,

aber niemand sieht sie vielleicht mit denselben Augen wie er . .

Eine Eskadron Dragoner reitet soeben vorüber. Gerade beim Schulhause blasen sie den Generalmarsch . . . Zwanzig Köpfchen heben sich sogleich in die Höhe . . .

„Kinder — schreiben!“ ermahnt der Lehrer.

Tra—ra . . . tra—ra . . . tra—ta—ra . . .

„Ei, ei, dass ihr so kindisch seid, hätte ich nicht geglaubt. Habt ihr noch nie Soldaten gesehen? . . .“

Die Ruhe will trotzdem nicht kommen . .

„Ich bin ja schon fertig“, ruft ein Knabe.

„Bitte, bitte, darf ich ein wenig zum Fenster?“ ruft ein anderer.

Einige haben sich auf ihre Bänke gestellt . . . Jetzt blasen sie am stärksten, müssen eben beim Schulhause sein . . Jung vergisst sich, blickt selbst hinaus . . . Wie herrlich doch die Sonne leuchtet, wie wunderbar glänzen die Mähnen, wie blitzen die Säbel und Helme! . .

Tra—ra . . . tra—ra . . .

Und über die Pferde und Soldaten hinweg sieht er auch weiter, weiter bis zum Marktplatz, wo jetzt eine grosse Bewegung herrscht und wo er morgens Fräulein Lina begegnete. Das Schimmer'sche Haus ist nicht zu sehen, weil es vom Rathaus verdeckt ist . . .

Da hörte er plötzlich einen vorlauten Knaben aus der letzten Bank lachen und rufen:

„Schau, schau . . . Der Herr Lehrer hat noch nie Soldaten gesehen! . . .“

II.

Gegen Mittag kehrten die Soldaten von der Übung zurück. Pferde und Menschen waren müde, mit dickem Staub bedeckt und bewegten sich wie arme, hölzerne Puppen. Die Sonne streifte wieder die Säbel, Helme und Pferde, aber es leuchtete nur matt, wie angehaucht. Etwas Leben kam, als der Generalmarsch wieder ertönte; es klang beinahe so frisch wie morgens.

Frau Schimmer stand hinter dem Ladentisch, sah hinaus und trommelte mit den Fingern den Takt.

Da kam Georg herein.

„Mutter . . .“

„Ja?“

„Lina ist wieder — hm . . .“

Er machte ein Zeichen an der Stirn. Frau Schimmer erwiderte nichts.

„Und ich weiss warum . . .“

„Was weisst du denn?“

„Ich sah sie um zehne im Schlossgarten.“

„Na — und? . . .“

„Und den Doktor auch.“

„Miteinander?“

Er lachte.

„Wie denn sonst!“

Die Mutter machte ein verdriessliches Gesicht.

„Und wenn auch! Warum soll sie nicht . . .?“

Georg sah zum Fenster hinaus . .

„Die haben Pferde — na! Der kann gar nicht reiten . . Da reitet der Leutnant . . . na, wie heisst er? . . . ein Baron . . ist beim Apotheker einquartiert . . Was ich aber weiter sagen wollte . . . ja — dass Lina so hinterm Rücken von Jung mit dem Doktor . . .“

„Jung? — was ist denn wieder mit Jung?“

„Der ist ja rein — verliebt . .“

„Was? was? In Lina?“

„Ich bitt dich! . . Hast du denn nicht bemerkt?“

„Nein . . .“

Sie lachte geärgert:

„Was du nicht alles siehst! Glaubst du denn, dass ich meine Tochter für arme Schullehrer erzogen habe?“

„Aber er glaubt sicherlich, dass Lina . . .“

„So wird er sich irren! So wird er sich halt irren!“

Sie machte ein strenges Gesicht.

„Aber . . . wenn er einmal die Miete nicht

zahlt, so werfe ich ihn hinaus. Sammt seinen Büchern! Sammt allen den alten, stinkenden Büchern!"

„Er zahlt aber immer die Miete."

Die Mutter starrte nachdenklich vor sich.

„Nun . . . reich ist er nicht. Er hat . . ."

„Fünfhundert Gulden."

„Den Erbteil vom alten Jung. Ganze fünfhundert Gulden. Die sind schon berühmt!"

„Ja, jeder weiss, dass Jung fünfhundert Gulden hat. Nicht mehr und nicht weniger."

„Und seinen riesigen Lehrergehalt — den hast du vergessen."

„Ja — den."

„Also reich ist der Mann nicht."

Georg lachte verschmitzt.

„Der Doktor ist reicher . . . An Schulden."

„Ich bitte dich", sagte die Mutter böse, „was hast du denn fortwährend mit dem Doktor?"

„Ich — nichts. Du weisst wohl besser."

„Was weiss ich?"

„Zum Beispiel, dass der Doktor Lina nicht heiratet."

Frau Schimmer sah Georg von der Seite an.

„Übrigens", sagte dieser, „magst ja recht haben, dass du beide Augen zudrückst . . ."

„Georg!"

Sie bewegte die Hand, als ob sie eine Fliege wegjagen wollte.

„Ich bitte dich Georg" sagte sie weinerlich, „du weisst, dass ich das nicht gern habe."

Georg lächelte. Fing dann an zu pfeifen. Nach einer Weile kam ein Dienstmädchen in den Laden.

„Guten Morgen, Frau Schimmer . . . Viertel Kilo Butter! . ."

„Wie gefallen Ihnen die Dragoner?" frug Georg das Mädchen.

Frau Schimmer schnitt die Butter. Das Mädchen errötete und sagte zu Georg:

„Darauf halte ich nichts."

„Ei, ei" neckte sie Georg.

„Nein, da kennen Sie mich wirklich nicht."

Sie nahm die Butter und ging.

„Jung wird einmal Augen machen", begann wieder Georg. „Lina spielt ihm jetzt was vor. Und einmal erfährt er, dass nichts daran ist — und wird sich sehr wundern."

„Was spielt ihm Lina vor?"

„So oft sie kann, spricht sie mit ihm. Manchmal stundenlang, und so freundlich — na! Und der bildet sich was ein!"

„Was sprechen sie denn?"

„Was weiss ich! Philosophie — und solches Zeug. Er spricht — und sie hört zu, als ob sie verstehen würde. Die hat rein ihr Vergnügen dran, wenn der Mensch redet. Was die reden?! Manchmal so Kleinigkeiten . . . unbedeutende

Sachen . . Sie fragt: was war in der Schule? Als ob sie das anginge! Und der dumme Kerl erzählt alles; wie einer die Lektion nicht gelernt, einer die Wandkarte von Australien . . ."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und Doktor Sand trat in den Laden ein. Georg machte sofort das Gesicht eines „bon enfant" und hatte erschrockene Augen. Frau Schimmer kam ihm hastig und mit einem verlegenen Lächeln entgegen.

Der Doktor war gross und stark; trug einen Lodenanzug. Seine Augen waren klein und beweglich, aber merkwürdig fest und scharf. Er machte den Eindruck, als ob er ein Trinker wäre, denn die Nase und die Backen waren gerötet. Ein Trinker, der viel verträgt. Er hatte Bewegungen eines jungen Menschen, doch mochte er vierzig überschritten haben. Der blonde Bart war sorgfältig gepflegt.

„Nun, Mutter", sagte er laut, „haben Sie das ewige Trompeten-Blasen auch schon satt? Überall Dragoner . . . und Dragoner! . . Wie viel haben wir denn?"

„Bald zwölf Uhr."

„Na also! . . Da kommt gleich der Pack! Ist's oben aufgeräumt?"

„Im Ordinationszimmer? Freilich."

„So wie gestern?"

„Gestern? Was war denn gestern?"

„Schmutzig war's einfach! Dreck!"

„Nein . . . Doktor . . . nein! Sehen Sie, Lina räumt selbst auf."

„Lina oder nicht Lina — es muss rein sein; weiter geht's mich nicht an. Ich sag Ihnen — basta! . . . Nun, schöner Georg, hoffnungsvoller Jüngling, wie geht es uns?"

„Danke, gut."

„Freut mich unendlich. Wo ist denn der Schopenhauer?"

„Wer?"

„Na — der Schulfuchs"

„Jung?"

„Donnerwetter — ja."

„In der Schule. Kommt erst nach zwölf."

„Schullehrer sind arme Tröpfe. Dieser ärmste Jung! Sagen Sie, Frau Schimmer, warum macht er immer so ein verflixtes Armesünder-Gesicht? Bei Tisch verliere ich den Appetit." —

„Jch weiss nicht . ."

„Und dann — sagen Sie ihm, er soll in der Nacht schlafen. Warum schläft er nicht in der Nacht?"

Die Schimmer und Georg lachten.

„Fortwährend hört man ihn auf- und abgehen. Hat der Mensch so viel nachzudenken?"

„Vielleicht . . ." begann schüchtern Georg.

„Was?“

„Vielleicht ist er verliebt“, sagte Georg errötend.

„Hören Sie Frau Mutter? Hören Sie wie Ihr Sprosse in Ihrer Gegenwart zu sprechen wagt? Also verliebt — meinst du Jüngling?“

„Ich glaube“, sagte Georg verlegen.

„So, so . . . Ist es dein Witz, oder glaubst du wirklich?

„Wirklich.“

Der Doktor sah ihn neugierig an.

„In wen?“

Frau Schimmer mass ihren Sohn mit einem drohenden Blick.

In diesem Augenblick steckte Lina den Kopf in den Laden herein.

„Doktor!“

„Guten Morgen — was ist?“

„Es sind Patienten da.“

„Da haben wir's. Adieu! Warten Sie Lina, ich komme gleich . . Wann ist denn . . . So wart doch Lina, ich gehe mit . . . Wann ist denn 's Essen?“

„Um eins.“

„Kann nicht! Um halb zwei?“

„Also um halb zwei. Aber bitte, pünktlich.“

„Ja, werde sehen . . .“

Er ging durch die Hinterthür. Im Stiegenhaus

war es halbdunkel; unten wartete Lina . . . Er fasste sie mit einem Arm um die Hüfte.

„Ich habe vorhin gesehen, Kleine . . .“

„Was?“

„Du hast rote Augen.“

„Nein, lass mich.“

„Sag . . . was sollen die Geschichten? Laufst mit rotgeweinten Augen herum . . .“

„Du warst im Schlossgarten — unfreundlich.“

„Weil du starrköpfig bist.“

„Kann nicht anders . .“

„Hast du dir überlegt?“

„Was?“

„Na — das vorhin. Weisst ja.“

„Karl — ich bitte dich . .“

„Ich lasse dich nicht in Ruh! Wirst sehen! Abends bin ich übrigens unten . . .“

„Nein!“

„Was heisst das wieder, zum Kuckuck?“

„Sei nicht böse. Wenn einmal jemand aufwacht . . . Denk dir, Georg ahnt schon Etwas . . .“

„Mit dem Bengel werde ich fertig werden.“

„Herr Doktor!“ rief jemand von oben.

„Sie rufen dich, Karl . . .“

„Ich komme! Der Teufel soll Euch holen! Ich bin doch nicht für sie — sondern die Bande ist für mich. Mädel, schicke mir dann einen Cognac hinauf . . .“

„Ja . . .“

Lina ging in den Laden zurück. Im Laden sass die Mutter und flüsterte mit zwei alten Frauen. Lina ging zur Thüre und sah hinaus.

Die Sonne blendete . . Lina legte die Hand schützend vor . . . Man konnte weit hinaus sehen . . Das Schulhaus hatte ein rotes Dach — man sah sogar die Akazien vor den Fenstern. Jung war noch nicht zu sehen —

Ein kleiner, schwarzer Mann mit einem breiten Hut kam auf sie zu —

„Schönes Fräulein darf ich wagen . . .“

Es war der Maler Funkl, der ebenfalls im Hause wohnte und speiste. Er führte Lina mit übertriebener Galanterie am Arm in den Laden zurück.

„Guten Tag, meine Damen . . . Fräulein Lina“, sagte er geheimnisvoll lächelnd. „Kommen Sie jetzt in mein Zimmer hinauf.“

„Was fällt Ihnen ein?“ lachte Frau Schimmer. „Meine Tochter soll zu Ihnen ins Zimmer?“

„Nein“, lachte das Männlein. „Sie denken was verkehrtes, Madame... S' ist nur wegen der Hände...“

„Wie?“

„Ja . . wegen dieser kleinen, weissen, genialen . . .“

„Was wollen Sie mit meinen Händen, Sie verrückter Mensch?“

„Die bekommt meine Madonna mit der Mandelblüte.“

„Meine Hände?“

„Ja, die bekommt Madonna mit der Mandelblüte.“

„Ach so! Malen wollen Sie?“

„Ja. Nicht essen.“

„Braucht Ihre Madonna meine Hände gleich? Kann es nicht später sein?“

„Nein. Nach dem Essen liege ich auf dem Bauch — und dann ist's finster . . .“

„Also morgen.“

„Nein heute.“

„Ich muss jetzt den Tisch decken.“

„Sind Sie langweilig! — Na also — meinetwegen — morgen. Sie hindern mich an der Unsterblichkeit, böses Fräulein . . .“

Er lief hinaus. Die Frauen lachten.

„Der Narr!“ — rief Frau Schimmer.

„Jetzt muss ich aber wirklich aufdecken gehen“, sagte Lina . .

Und nun ging gerade Jung beim Laden vorüber und grüsste . . Lina trat zu ihm hinaus und reichte ihm die Hand. Er sah sie leuchtend an.

„Gerade dacht ich von Ihnen . . .“

„Wirklich? Was dachten Sie Herr Jung?“

„Ich dachte . . . Nun weiss ich aber nicht, ob ich's Ihnen sagen kann . . .“

Sie lächelte.

„Giebt es etwas, was Sie denken und nicht jedem sagen könnten?"

„Sie haben eine gute Meinung von mir."

„Gute Meinung? Ich glaube, so denkt jedes Kind von Ihnen."

„Auch meine Schüler?"

„Vielleicht . . . ich glaube es. Übrigens hat es einer eingestanden?"

„Das mit der Wandkarte? Gott sei Dank — ja . . Simek . ."

„Gott sei Dank, sagten Sie . ."

„Ja, denn ich würde sehr darunter leiden. Lüge kann ich nicht verzeihen . . ."

Sie lächelte traurig.

„Also doch etwas . . das Sie nicht verzeihen könnten. Wissen Sie das bestimmt?"

Er dachte nach.

„Lüge . . . mein Gott . . stellen Sie sich vor; gerade über die Lüge dachte ich heute in der Schule . . Dieses Thema ist eigentlich ein ganzes Labyrinth. Man kommt nicht heraus."

„Darüber müssen Sie mir einmal erzählen . . . Aber jetzt muss ich leider aufdecken . . . Ja — das müssen Sie aber gleich sagen. Was war es denn vorhin? Was dachten Sie von mir . . .?"

„Ich dachte — aber nicht wahr, Sie verstehen mich nicht falsch? — ich dachte, dass man zum

Beispiel Kindern eine Lüge verzeihen könnte . . Kindern und . . ."

„Und . . .?"

„Sie lachen nicht?"

„Nein . ."

„Kindern . . . und solchen Wesen wie . . Sie, Fräulein Lina . . ."

III.

Es war fünf Uhr morgen, und so still, dass man das Aufwachen jedes kleinen Vogels einzeln hörte. Die Beiden wachten, und die kurze, schwüle Nacht war noch im Zimmer; es war darin so warm, als wäre alles noch voll ihres Atems. Als der Doktor das Fenster aufmachte, da drang plötzlich die scharfe Morgenluft hinein, so dass Lina zusammenschauerte und dem Tageslicht den Rücken kehrte, als ob sie den weissen, kühlen Schein fürchtete . . . Der Doktor wollte aber den frischen Morgen im Garten geniessen und öffnete die Thüre. Lina zögerte, aber er warf ihr einen Shawl um die Schultern, und dann gingen sie leise am weissen Kiesweg unter den Fenstern ins Gärtchen . . Sie gingen hinauf bis zum Zaun und den Stachelbeersträuchern, wo eine ganz niedrige Holzbank stand. Da oben blieben sie stehen, und der Doktor zeigte mit der Hand gegen Osten, wo man eine grosse

glühende Kugel sehen konnte, eine Kugel auf rosigen und heliotropfarbigen Wellen.

„Pass nur auf“ sagte er, „gleich wird sie aufgehen . . .“

Lina war blass; ihre Augen waren gläsern und bläulich umrandet. Unter dem schwarzwollenen Tuche sah sie beinahe klein und wie niedergeschlagen aus; die ungekämmten Haare schlängelten sich auf ihrer Stirn, hingen an den gelblichweissen Schläfen herab. Um den Mund hatte sie plötzlich einen ungewohnten, ängstlichen Zug, auch etwas Weiches und Widerstandsloses im ganzen Wesen, das sie zwar früher schon hatte, das nun aber auf der ganzen schmächtigen Gestalt lastete; es war wie Apathie oder wie eine Ohnmacht nach einem Rausche. Ihr Hals war ein wenig entblösst, die Brustknöpfe offen — sie fühlte und sah es nicht . . .

Oben in den Gipfeln ging es wie Regenrauschen; der kühle Morgenwind brachte Fliedergeruch und den Duft von jungem Grase . . .

„Hübsch so ein Morgen“ — sagte Lina tonlos und so beinahe gleichgiltig — „Frühling . . .“

„Ja, Frühling“ — wiederholte der Doktor.

Sein blonder Vollbart war in Unordnung; er trug einen Wintermantel und hatte keinen Hemdkragen. Er biss sich auf die Lippen, als ob er ein Gähnen verbergen wollte. Seine Augen blickten unruhig und ratlos hin und her und so, als ob er

gerade über etwas ziemlich intensiv nachdächte, etwa über die Art, sich aus einer kleinen Verlegenheit zu ziehen, oder ein Ähnliches.

„Ja, der Frühling“ — wiederholte er nochmals wie zerstreut.

Er machte einige Schritte, um sich zu erwärmen, blickte dann hinunter auf das Haus, wo die Fenster rötlich glänzten . . . Er lächelte immer, wie absichtlich, um sich ein frisches, zufriedenes Aussehen zu geben, pflückte gelegentlich ein Blatt vom Strauche und kaute es zwischen den Zähnen. Auf Lina sah er fast gar nicht.

Es kam ein stärkerer Windhauch, beinahe frostig . . . Der Doktor hob den Mantelkragen in die Höhe . . .

„Der Teufel!“ murmelte er, „kalt . . . aber hübsch, ja, ganz hübsch . . . Es ist der Mühe wert, so zeitlich aufzustehen . . . Ich bitte dich, wann . . .“

Er gähnte.

„ . . . wann hat denn unsereiner Zeit, sich so einmal in der Natur umzusehen . . . Wirklich, ganz hübsch . . . so was für einen Dichter . . . Und in einer . . .“

Er sah auf die Uhr . .

„ . . . etwa in einer Viertelstunde geht die Sonne auf . . Jetzt werden wir zwei was Schönes sehen . .“

Er drückte das Mädchen an sich und streichelte ihre Haare. Sie zuckte zusammen, schloss dann die Augen und liess sich von ihm willenlos auf die Bank ziehen: Bald hob er ihren Kopf, bald liebkoste er ihre Wangen, bald küsste er ihren halb entblössten, vom Schlafe noch warmen Hals und lachte dabei wie jemand, der mit einer Katze oder einem Kinde spielt. Sie fühlte seinen Atem, seinen Blick, der sie schmerzte und dem sie doch willenlos folgte. Wie sie so dalag, hatte sie fast den Wunsch, ihre Augen nimmer öffnen und den seinigen nie begegnen zu brauchen, auch keinen Tag zu sehen und keine Sonne und irgendwo immer so liegen zu dürfen. Und wenn sie dann doch aufwachte, müsste alles vorüber und vergessen sein, nichts wiederkehren, was sie schon erlebte. Denn alles Erlebte schmerzte sie gerade wie sein Blick.

Sie erhob sich plötzlich und suchte sich von ihm zu befreien.

„Was hast du?“ frug er verwundert.

Er streichelte wieder ihre Haare wie begütigend und ordnend, und blickte sie immer mit demselben Lächeln an.

„Bereust du, etwa, bereust du? Ist ein Unglück geschehen Linerl?“

Sie schwieg, liess aber die Hand in der seinigen.

„Du kleine“ flüsterte er, „so lange wehrtest du

dich, so lange . . . Und nun, siehe, es ist ein Morgen wie der gestrige."

Sie schüttelte sich wie frierend.

„Wie du das schwer nimmst, Mädchen", murmelte er nun mit einem Anflug von Ärger, „es ist nichts, glaube mir, rein gar nichts . . ."

Sie zuckte zusammen.

„Sünde ist's", sagte sie matt.

„Ach", lachte er, „glaubst selbst nicht daran . . . Wer glaubt es . . .? Es ist schrecklich, wenn man das so unnatürlich nimmt . . ."

Er sah gegen Osten.

„Schau dorthin, Lina . . ."

„Ja."

„Dort wird sie aufgehen."

Da sie noch immer kalt und apathisch vor sich starrte, so bestrebte er sich, sie zu trösten.

„Ich bitte dich, grüble doch nicht fortwährend darüber nach" sagte er gutmütig und leicht. „Die Liebe will froh und lachend genossen sein . . . Bedauerst du, dass es war? . ."

Sie legte sich das Tuch fester um.

„Weiss nicht", sagte sie zitternd.

„Friert es dich?"

„Nein, nein . . "

Er blickte wieder dorthin, wo die Sonne aufgehen sollte.

„Sieh' mal", rief er schnell, „jetzt wird es

grösser . . . Wo schaust du? — dort, dort — siehst du?“

„Ja, ja . . . das Rote . . .“

Während er gespannt in die glühenden Wolken schaute, kam ihm plötzlich ein Bild, eine Erinnerung, so dass er lächelte. Er erinnerte sich, wie und wo er das letzte Mal so einen Tagesanfang erlebt hatte . . Es war ganz oben, im vierten Stock, es war in Wien, und das Mädchen war blond . . . Viel weisser und viel zarter wie Lina. Auch hatte er . . .

„Sie kommt“, deutete Lina mit der Hand.

„Das ist sie nicht“, sagte er, „das ist noch nicht die Sonne. Es kommt ein Punkt in der Mitte, so ein höllisch greller Punkt . . . Noch brennender und röter wie diese Wolken; man glaubt nicht, aber es kommt noch greller, noch röter . . . Gieb' acht, gleich . . .“

Er umfasste sie . . . Sie war wie von Flammen beleuchtet, vom Widerschein der Wolken, die wie glühendes Eisen glänzten. Sie sah nicht wie ein Weib, sondern wie ein müdes, trauriges Kind aus . . . Und in ihren Zügen bebte es wie Erregung, wie gespannte Erwartung . .

Er lächelte sie mitleidig an . . .

„Bist schläfrig, Kleine . . .“

Da schrie sie plötzlich auf.

„Jetzt!“

„Ja, die Sonne . . .“

„Sieh, es zerreisst . . .“

„Ja, die Wolke zerreisst . . .“

„Ach, wie es brennt . . .“

„Ja, ja . . .“

„Gott wie stark! . . . Sie ist da, sie ist da . .“

Die Sonne leuchtete auf . . . Wie ein jauchzender Schrei am Himmel. Es war, als erzitterte plötzlich die Luft, erschauerten die Baumkronen, die Grashalme . . .

„Sie ist aufgegangen“, sagte Lina ganz leise. Und nun fingen langsam Thränen über ihre Wangen zu fliessen. Ein ungeheuer weiches und trauriges Gefühl bemächtigte sich ihrer wie die Sonnenröte des Himmels . . Der Schmerz und die Reue ergriffen sie so stark, dass sie nicht widerstehen konnte und wollte, dass sie alles vergass, und doch alles zu ihr wiederkehrte. Ihre Brust hob und senkte sich, immer heftiger . . Sie schluchzte bitter, heiss, unaufhaltsam . . .

„Karl, es war eine Sünde . . . Hilf mir, Karl . . .“

Er stand verlegen und verdriesslich da . . .

„Lina, Lina . . . so . . .“

Er nahm sie fast rauh an der Hand . . .

„Was soll das . .?“

„Lass mich, ich bitte dich“, schluchzte sie.

Er beugte sich zu ihr nieder.

„Na, weine nicht . . . hörst du?“ sagte er indem er ihren Kopf küsste . . .

„Gott, Gott . . . hilf mir . . . ich möchte sterben . . .“

Man hörte von unten eine Glocke . . .

„Hilf mir Karl, ach, Karl . . .“

Sand stampfte ungeduldig mit dem Fusse.

„So weine doch nicht!“

Es läutete wieder. Lina hob den Kopf.

„Es läutet unten“, sagte sie leise.

„Vielleicht um mich“, sagte der Doktor und ging langsam hinunter . . .

An der Gartenpforte stand ein Soldat. Lina lief dem Doktor hastig nach.

„Wenn nur die Leute nicht aufwachen!“ flüsterte sie ihm erregt zu, „sag ihm, er soll nicht läuten.“

„Er sieht mich schon. Was ist?“ frug er dann hinüber.

„Zum Doktor Sand“, sagte der Dragoner und salutierte.

„Nun?“

„Sind — Sie der Doktor?“

„Ja. Was wollen Sie?“

„Eine Frau hat mich geschickt. Ein Freiwilliger ist gestürzt.“

„Bin kein Militärarzt! Habe die Ehre!“

„Der Herr Regimentsarzt, bitte gehorsamst,

sind in Stormbrück bei Excellenz Komnitzky und . . ."

„Andere werden für ihn da sein! Habe keine Verpflichtung — zum Teufel! . ."

„Der Freiwillige, melde gehorsamst, stürzte zusammen mit dem Pferd und . . ."

„Geht mich nichts an, sag ich! — Komm, Lina."

„Und bricht fortwährend, ist weiss wie ein Tuch . . . Die Mutter lässt sehr bitten, den Herrn Doktor Sand, melde gehorsamst und . . ."

„Empfehlen Sie mich gehorsamst der Frau Mutter — und sagen ihr, dass mich das nichts angeht . . . Er wird auch ohne mich sterben, wenn er will."

Der Dragoner zögerte eine Weile — endlich entfernte er sich langsam . . .

„Aber Karl!" rief Lina beinahe heftig „du gehst, ja!"

„Fällt mir nicht ein!"

„Karl, so . . . Sie, Soldat, kommen Sie zurück . . . Sie, Soldat!"

„Lina!" schrie Sand zornig, „ich gehe nicht!"

„Er stirbt."

„Gut — was kann ich dafür? Ich bin kein Militärarzt. Gehen Sie — ich bin kein . . ."

Der Soldat ging schnell ohne zu grüssen.

„Um halb sechs in der Früh!" brummte der Doktor kirschrot im Gesicht, „Lina . . ."

Lina war plötzlich nicht bei ihm. Er sah sich um. Sie näherte sich dem Hause.

„Komm“, rief er.

Er wusste selbst nicht, warum es ihm daran lag, sie zurückzuhalten. Nun standen sie beide an der Hausthüre.

„So . . . leb wohl“ — sagte sie leise, ohne ihn anzusehen.

„Du?“

„Nun ja, ich gehe . .“ sagte sie ein wenig heiser „kann doch nicht ewig im Garten bleiben . . . Muss mich auch anziehen . .“

„Ja, ja . . .“

Er blieb allein . . Stand noch eine Zeit lang wie im Nachdenken oder in Verlegenheit . . Zog später seine silberne Tabakdose heraus und drehte sich eine Cigarette . . Er blickte hinauf . . Die Sonne war schon riesengross geworden und sah wie eine leuchtende Orange aus . . Der Doktor brummte einige, unzusammenhängende Worte . . . „Halb sechs, halb sechs —“ wiederholte er einigemale erregt. Dann ruhiger — „Gehirnerschütterung — sicherlich Gehirnerschütterung . . .“ Die Sonne leuchtete aber stärker und stärker, verlor nach und nach ihren rötlichen Ton, und die höchsten Blätter an den Bäumen bekamen in ihr Grün einen leisen, weisslichen Hauch.

IV.

„Mein lieber, einziger Jung," sagte der Maler Funkl, indem er ein wenig Rot auf seine Palette strich. „Sie stehen wohl allein da mit Ihrer Bewunderung der sämtlichen Funkl'schen Werke . . Es ist ein schöner Zug von Ihnen. Nur dürfen Sie nicht gleichzeitig bekennen, dass Sie von der ewigen Kunst keinen blauen Dunst haben. Das schwächt die wohlthuende Wirkung ihres Urteils ab.

Was den Vergleich mit Gabriel Max anbelangt, so bin ich Ihnen darüber nicht böse — oder wollten Sie mir etwa damit schmeicheln? Sie brauchen nicht antworten, Jung. Wenn ich male und rede, so brauchen Sie nicht antworten. Bitte sich das besonders zu merken. Ich rede, weil ich sonst rauchen müsste. Zu rauchen fürchte ich aber aus Rücksicht für den zarten Teint meiner Madonnen. Das ist vielleicht nur Aberglaube, aber Sie dürfen nicht lachen, teurer Jung. So viel Individualitäten, so viel Arten von Aberglauben. Nicht nur jedes alte Weib, jeder Mensch hat seinen ganz besonderen, privaten Aberglauben. Das ist interessant zu beobachten — und Zola hätte daraus an meiner Stelle einen gelbeingebundenen Roman um 3,50 Francs gemacht. Sicher. Er hätte es zum Beispiel betitelt: „Superstition" — und es wäre beinahe so berühmt geworden wie „Bête

humaine". Übrigens, wer weiss, ob homo sapiens etwas anderes ist als Mischung von Aberglaube und Bestialität. Ich könnte Ihnen hierzu eine Reihe von Illustrationen vorführen. Ein klassisches Beispiel wäre unser gemeinsamer Freund und Hausgenosse . . . Herein! . . ."

„Na, herein, sag ich!"

Das Ladenmädchen Marie trat ein.

„Haben Sie mich gerufen?"

„Ich — Sie? . . . Richtig. Warum kommen's nicht früher? Jetzt weiss ich selbst nicht, was ich wollte."

Das Mädchen lachte.

„Vielleicht Wasser?"

„Vielleicht . . . Nein."

„Cigarren?"

„Nein . . . Fräulein Lina wollt' ich."

„S' Fräulein?"

„Ja; gehen Sie, und erinnern Sie das Fräulein an ihr Versprechen. Sagen Sie: wegen der Hände . . . Sie wird schon wissen . . ."

„Lina hat ganz besondere Hände", begann er wieder, als Marie gegangen war. „Was ist Ihre Ansicht, Verehrtester, über diese Hände?"

„Sie sind sehr schön", flüsterte Jung.

„Ich erwartete nichts anderes von Ihnen, und darum frug ich Sie, lieber Direktor. Sie sind sehr schön. Es ist darin eine weiche Linie, eine musi-

kalische Linie, die Sie wo anders nicht finden. Für Dolorosen ganz unentbehrlich — aber auch sonst . . . Ich male zum Beispiel eine Thronende, mit dem Bambino und mit einem Mandelblütenzweig. Der Zweig hat mich viel gekostet. Aber Lina's Hände werden sich wundervoll machen. Wissen Sie, was ich glaube?"

Er dämpfte seine Stimme und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen.

„Ich glaube, sie muss auch ganz einzige Füsse haben . . Wenn jemand solche Hände hat, so ist's gewöhnlich. Aber man kann ihr natürlich nicht so ohne weiteres zumuten . . . und unter dem Fusszeug ist die Form versteckt und ganz infam verunstaltet. Sie muss auch im ganzen Körper diese weiche Linie haben. Gehen's — jetzt sind Sie aber rot geworden!"

Er lachte und fixierte den Lehrer.

„Ja, ja . . . sie muss nicht übel sein. Das Gesicht — na — wissen Sie manches gefällt mir, manches nicht — aber nehmen Sie die Augen; sie haben was Unbewusstes, Kindliches, Verträumtes . . . Ich habe solche Augen sehr gern, besonders bei Weibern und Kindern, was ja so ziemlich ein und dieselbe Species ist. Sie sagen freilich nicht viel, wenigstens nicht bewusst, aber mein Gott, was sagen denn solch' winzige Augen von einem Blümchen oder einem Waldvogel, und doch sind

sie hübsch. Überhaupt, dass die Augen immer was „sagen“ müssen, ist auch so ein verflixter Humbug. Zweitens: der Mund ist beinahe blutig rot. Bei unserer Apothekersfrau, die auch so einen flammenden Mund besitzt, fällt das weiter nicht auf, weil sie im Kolorit überhaupt intensiv gehalten ist; aber Lina ist wie aus Obersschaum, und da macht sich's ungeheuer sinnlich, etwa wie eine saftige Kirsche, die uns von einem Baum herunterblinzelt. Sonst ist mir das Gesicht ein wenig zu weich im Ausdruck — das heisst, es ist beinahe ohne Ausdruck . . . Übrigens, beleidige ich Sie etwa?“

Jung, der dem Geschwätz mit peinlicher Aufmerksamkeit zuhörte, wurde plötzlich sehr verlegen . .

„Mich?“ stammelte er „wieso? . .“

„Na, wenn ich so über Fräulein Lina rede.“

„Ich weiss wirklich nicht, was Sie . . .“

Der Maler drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

„Verstellen Sie sich nicht, Jung. Das ist das Thörichtste, was Sie vor mir thun können. Ich weiss ja doch alles. Sie sind ein wahres Wickelkind. Würden Sie mich so kennen, wie ich Sie durchschaue, so würden Sie gleich eingestehen.“

„Was soll ich Ihnen eingestehen?“

„Sie brauchen nur dasselbe zu sagen, worüber Sie in dem Augenblick nachdenken.“

„Was?"

„Sind Sie in unsere Lina verliebt — oder nicht?"

Jung senkte den Blick wie ein Mädchen, und sein Christusgesicht war mit Blut übergossen.

„Ja oder nein?" frug der Maler beharrlich.

„Was wollen Sie doch", sagte Jung erregt, „wie kann ich Ihnen etwas zugeben, was ich selbst kaum zu denken den Mut habe."

Funkl lachte.

„Den Mut sollen Sie eben haben, Sie Unglückspädagoge, Sie! Was heisst das? Werden Sie wiedergeliebt?"

„Ich kann Ihnen nicht antworten, ich schwör's, ich kann Ihnen nicht antworten . . ."

„Gehen Sie mir aus dem Licht! Was tanzen Sie herum? . . . Wir wollen uns den Fall ganz ruhig überlegen. Nehmen wir das Ärgste an — den Fall einer sogenannten unglücklichen Liebe. Meine Theorie, die grossartige Funkl'sche Theorie . . . Donnerwetter, der Ärmel will absolut nicht werden, absolut nicht . . . meine Theorie regiert überhaupt die Möglichkeit einer unglücklichen Liebe . . . Geben's mir die Spachtel hinüber . . . das Messer dort mein' ich . . . so, danke . . . Liebe ist ja Kraft, und eine verlorene Liebe wäre daher ebenso Unsinn, wie eine verlorene Kraft, nach den Gesetzen der Mechanik . . . Es muss also . . ."

Jung zog die Uhr aus der Tasche und erhob sich.

„Bleiben Sie", rief der Maler. „Wenn ich Sie mit meinem Geplapper langweile, so sehen Sie sich unterdessen ein wenig im Atelier um. Ich werde nämlich weiterreden. Wenn Sie auch nicht zuhören."

Jung war unruhig. Der Gedanke, jetzt Lina begegnen zu müssen, ängstigte ihn. Er fürchtete Funkl, und fürchtete jedes Aussprechen. Und doch hatte er das Gefühl, dass etwas ausgesprochen werden müsse.

„Stolpern Sie nicht über diese Leinwand!" rief ihm Funkl zu.

„Was ist das?"

„Dieses umgedrehte Bild? Na, meinetwegen — drehen's das Zeug um!"

„Das ist wohl keine . . .?

„Nein, das ist keine Madonna. Das ist Frau Oberstin von unserem Dragonerregiment."

„Ah!"

„Ja. Wundert Sie das? Das verstehen Sie nicht. Dazu sind sie viel zu mager. Wollte sagen zu ideal angelegt. Wenn ich Ihnen sage, dass mir die gute Oberstin zweihundert Gulden eingetragen hat, während meine sämtlichen Madonnen . . . Gott, Fräulein Lina!"

Lina war plötzlich eingetreten, und liess sich sofort wie erschöpft auf den Divan nieder. Sie

hatte ihr helles Sommerkleid und einen neuen Hut. Auch trug sie Handschuhe und hielt ein goldrandiges Gebetbuch mit einem elfenbeinernen Kreuz.

„Waren Sie schon in der Kirche, oder gehen erst hin?“ frug der Maler.

„Ich gehe erst hin. Guten Morgen, Herr Jung, ich bemerkte Sie gar nicht. Ich musste mich anziehen, darum konnt' ich früher nicht kommen. Und dann ist Sonntags beinahe mehr zu thun als sonst.“

„Legen Sie die Handschuhe auf den Tisch, auch das Buch. Wann ist denn die Messe?“

„Um elf.“

„Da hätten wir eine Stunde Zeit. Ich werde gleich . . .“

Funkl ging auf den Balkon hinaus.

„Sie sehen ein wenig blass aus“, meinte teilnahmsvoll Jung.

Das Mädchen errötete und wandte den Kopf ab.

„Finden Sie? Ich wüsste nicht warum . . .“

Funkl kam mit einem Zweig heller Blüten.

„Ach wie schön!“ rief Lina bewundernd aus, „was ist denn das?“

„So blühen Mandeln.“

„Die — zum Essen?“

„Eben die.“

„Wo bekommt man das?“

„Die liess ich mir von der Riviera kommen.“

„Von wo?“

„Der geographische Vortrag kommt später. Jetzt muss ich Sie richten. Herr Jung, geben Sie mir mal den roten Polster vom Lehnstuhl. Merci.“

„Ich mag keinen.“

„Ist auch nicht zum Sitzen. Das ist der Bambino.“

„Was?“

„Der Polster stellt das Kind vor, das Sie am linken Arm halten. Was lachen Sie? Soll ich Ihnen gleich ein echtes Kind herzaubern? Wohin denn, so plötzlich, Jung?“

„Ich habe zu thun“, sagte der Lehrer, „muss Schularbeiten korrigieren. Entschuldigen Sie mich.“

„Sie kommen doch zur Messe?“ frug Lina.

„Natürlich wird er kommen“, antwortete Funkl für ihn, „er wird Ihnen dorthin Gesellschaft leisten. Ja, ja . . .“

Jung verabschiedete sich verlegen und verschwand.

Als er draussen war, da kam es ihm erst zum Bewusstsein, dass er nur eine Ausflucht gebrauchte. Es ging in ihm etwas vor; er konnte sich davon keine Rechenschaft geben.

Er ging in den Garten. Die Sonne überschwemmte alles; nirgends ein schattiges Plätzchen. So ging er denn hinauf, bis zum Zaun und zu den

Stachelbeersträuchern. Dort stand eine niedrige Holzbank, und da wollte er sich niedersetzen. Da bewegte sich die Luft, und man hatte eine weite, freie Aussicht — besonders gegen Osten. Er war so merkwürdig, ungewöhnlich gestimmt, dass es ihn gar nicht überraschte, als er auf der Bank ein kleines Taschentuch mit Lina's Buchstaben fand. Hier musste sie gesessen sein, vielleicht gerade an derselben Stelle, vielleicht heute . . .

Er wurde rot, obwohl er ganz allein war und nur einige Sperlinge am Baum zwitscherten. Nun ergriff ihn ein Rausch, als leuchtete der Himmel, als dufteten die Blumen stärker, als sei alles seltsam verwandelt. Der Duft, der dem Flieder ausströmte, fühlte er wie die Anwesenheit Lina's. Was sagte Funkl? War es so offenbar, sahen es alle? Auch die Wirtin, auch Georg, Doktor Sand, die Kinder, die Leute im Städtchen — vielleicht Lina selbst? Das wäre doch — sie selbst! . . .

„Was halten Sie von Sand?“ hörte er die Stimme des Malers, als er einen Augenblick später bei diesem wieder eingetreten war. Lina, an welche die Frage gerichtet war, sah aus wie Kinder, wenn sie mit einem Lächeln die Thränen verdecken wollen.

Funkl schien sie gar nicht zu beachten, als er frug: „Sagen Sie mir . . . Sie müssen doch ein eigenes Urteil haben“, murmelte er: „Er lässt

doch seine Mutter buchstäblich verhungern. Er trinkt, er verspielt hunderte . . . das ist doch bekannt — he Jung? . . .“

„Woher wissen Sie das?“ frug Lina mit nervöser, zitternder Stimme. „Karl . . . Sand ist vielleicht kein ärgerer Sohn, als alle Söhne . . Ich habe selbst gesehen, wie er seiner Mutter Geld schickte . .“

„Aha! Also Sie verteidigen ihn? . .“

Sie biss sich auf die Lippen und spielte erregt mit den Fingern.

„Und . . . Sie, Jung?“, frug der Maler, ohne aufzuschauen, „was sagen Sie von unserem lieben Doktor? . .“

„Ich kenne ihn zu wenig, um . . .“

„Ja, ja, weiss schon, weiss schon . . . Sie Lamm Gottes . . . Sie können nur loben oder schweigen . . . Aber sehen Sie, unser geehrtes Fräulein Lina ist immer unter fremdem Einfluss . . . Absolut keine Energie des Urteils . . . Jetzt hat ihr jemand eingeredet, dass . . .“

„Niemand hat mir eingeredet, niemand . . .“

Sie erhob sich plötzlich, weiss und voll nervöser Energie, sie hatte ein verzerrtes, kindlich unbeholfenes Lächeln . . Sie begann eine sonderbare Verteidigungsrede, als wäre sie selbst im Innersten ihrer Seele, und nicht Doktor Sand getroffen worden. Sie half sich mit eigentümlich verlegenen Gesten,

die immer zur unrechten Zeit kamen, redete schnell, beinahe stotternd, und zuletzt brach sie zum allgemeinen Entsetzen in ein heftiges Weinen aus.

„Lina, Fräulein Lina“, bat Funkl verzweifelt.

„Warum fragen Sie mich?“ schluchzte sie, „warum reden Sie mit mir . . .? Ich weiss, dass ich kein Urteil habe . . . Aber warum reden Sie mit mir . .? Sie haben recht, Herr Funkl, ich . . . bin immer unter fremdem Einfluss . . . ich bin . . .“

„Sie sind Göttin, Lina“, schrie der Maler, schweigen Sie; denn Sie sind die hohe Schönheit selbst.

Er kniete vor ihr, mit übertriebener Ehrfurcht, wie vor einer Königin nieder.

„Verzeihung, Lina, ich flehe Sie an, im Staube, auf den Knieen, Sie, die ich in meinen unsterblichen Werken verewige, Sie meine Fornarina, können Sie mir verzeihen? Wozu brauchen Sie die Energie des Urteils, wozu brauchen Sie überhaupt den Willen, das Gehirn und das Denken? Lina — bin ich kein fürchterlicher Esel, wie? Lina, ein Idiot bin ich, ein Vieh! So sagen Sie doch, Lina, ich flehe Sie an. Sagen Sie aus Barmherzigkeit, dass ich ein ganz vermaledeiter Schweinehund bin!“

Sie lachte plötzlich, wie ein echtes Kind, hell und herzlich auf, während noch Thränen auf ihren Wimpern zitterten.

„Genug, Herr Funkl, genug; sonst . . .“

Sie stand schnell auf:

„Herr Jung, Sie gehen mit mir . . .?"

Sie nahm ihre Handschuhe, ihr Gebetbuch mit dem elfenbeinernen Kreuz und verbeugte sich vor dem Maler . .

„Herr Funkl . . . auf Wiedersehen . . . Sie waren sehr grob . . . aber ich komme doch morgen . . . Auf Wiedersehen . ."

Jung hatte ein Summen und Schwirren im Kopfe; er folgte Lina wie berauscht auf die Gasse. Von dem Vorgefallenen fühlte er nur ihre Thränen. Diese Thränen haben ihn schwindlig gemacht, und er begann plötzlich, ohne das Mädchen anzusehen, und wie, wenn ein anderer für ihn redete:

„Ich muss es Ihnen sagen, Lina, und . . . fürwahr, ich hatte nie früher die Absicht, es Ihnen zu sagen."

Und er gestand ihr. Alles, was er vorher selbst nicht wusste. Es war, als beichte er nur sich selbst. Liebe? Davon habe er bis heute noch nichts gewusst, darum möge sie ihm das lange Schweigen verzeihen . . Er habe die Mutter früh verloren, er lebe allein. Aber nicht die Einsamkeit allein zwinge ihn, einen Genossen zu suchen. Nein, das sei plötzlich über ihn gekommen, und hätte ihn beinahe erschreckt . . .

Während er sprach, klangen die Kirchenglocken, und die Sonne leuchtete goldig. Sonntäglich ge-

kleidete Menschen gingen vorüber, und manche sahen sich nach ihnen um. Jung fühlte nichts, als den Glockenklang in seiner Seele. Und er sprach wie zu sich selbst, ohne Lina anzusehen.

. . . Erschreckt habe es ihn, denn er könne ihr ja nichts bieten. Er habe seinen Gehalt, ausserdem nur fünfhundert Gulden, den Erbteil von seinem Vater. Die fünfhundert würden, darüber sei er sich ja klar, kaum für die ersten Ausgaben hinreichen. Aber er habe ja Arbeitslust, Jugend — alles könne noch werden . . .

Jetzt möge sie ihm offen antworten. Jetzt oder später, wenn sie es nicht gleich könnte. Sie möge sich nur ruhig ausforschen.

In ihrem Gesichte malte sich nur starke Verwunderung; ihre vom Weinen noch geröteten Augen waren gross geöffnet.

„Ihr Ernst?“ frug sie leise, „alles was sie jetzt sagten?“

Und als er nur stumm mit dem Kopfe nickte und sie mit seinen guten grauen Augen erwartungsvoll ansah, da blieb sie stehen und sagte dann zaghaft und traurig . . .

„Sehen Sie, Herr Jung . . . ich finde kaum eine Antwort, so unerwartet kommt es mir und seltsam. Wenn Sie es aber doch wollen — so kann ich Ihnen . . . verzeihen Sie . , . nur sagen: es ist fast unmöglich . . Wir sind verschiedene

Leute . . . Sie glauben gar nicht, wie . . . Sie sind für mich zu gut . . . und auch sonst . . . Es ist alles vergeblich, lieber Herr Jung. Wie heisst es doch? „Es hat nicht sollen sein . . .“ Aber ich weiss Ihre Gefühle zu schätzen . . . sehen Sie . . ich kenne auch niemand wie Sie . . Ich habe zu niemand grösseres . . . Vertrauen . . . Und . . . nun eine Bitte! Lieber, bester Herr Jung — nicht wahr, man sieht, wie müde ich bin? — erlassen Sie mir jetzt dieses Gespräch . . . Ich kann jetzt darüber nicht sprechen, ich kann nicht . . .“

„Jetzt nicht . . .?“, frug der Lehrer zitternd.

„Jetzt nicht, Herr Jung, und wenn . . .“

Sie berührte ihn leise mit der Hand und endete dann mit schwachem Lächeln.

„. . . und wenn einige Zeit vergeht, so werden Sie es sein, der nicht redet.“

„Niemals . . .“, begann Jung.

Aber da umringte sie schon das Gedränge, und sie konnten nicht länger sprechen. An der Kirchenthür stand Doktor Sand. Er sah sie an — und auch Jung bemerkte ihn. Er hatte ein seltsames Lächeln, wie wenn er überrascht wäre oder höhnte.

Er musste sie schon von weitem gesehen und gerade so gelächelt haben . . .

V.

Montag morgens — es war ein sonniger Tag — begegnete Jung auf seinem Wege zur Schule wieder vielen Reitern und Pferden. Und es dufteten die aufgesprungenen Fliederknospen, die Pferdemähnen leuchteten golden und silbern in der Sonne und die Dragonerhelme blinkten. Ein Leutnant in Parade ritt eben im Galopp an Jung vorüber. Er fühlte fast das Windsausen in den Ohren, und er beneidete den Reiter. Einen Augenblick nur möchte er so sein; gerade heute, wo so viel sonniges Leben duftet. Er würde gerade so schön zu Pferde sitzen; er würde nur leise die Augen schliessen, um den Wind und das Wiegen voller geniessen zu können . . .

Und während er in die sonnigen Bilder schaute, kam plötzlich in seine Seele eine kleine, unscheinbare Wolke, die sich zwischen Licht und Blick stellte. Er wusste nicht, woher sie kam, dachte auch nicht darüber nach . . Der Glanz der wechselnden Bilder im Sonnenlichte durchbrach immer wieder die kleine Wolke und beschäftigte auch seine Gedanken.

Das Reiten — ach, das fühlte er deutlich — eine Lust, die er nachempfinden kann . . . In Sonne und Luft rasen, sich ausleben können . . . das Reiten . . . Es kommt ein glänzender Fuchs . . . Auf einen Fuchs würde er sich vielleicht nicht setzen; er hörte, dass sie bössartig sind . . . Da

führt gerade ein Offiziersbursche zwei hohe Schimmel. Wie grosse Pudel, denkt Jung . . . Aber würde er auch wirklich so froh und mutig reiten können? Man musste vielleicht dazu geboren sein . . . Nachempfinden . . . mein Gott . . . ist das Leben? Wozu war er geboren? . . . Lächerlich, alles lächerlich . . Wird man auch zum Lehrer geboren? . . .

Die kleine Wolke ward grösser. Warum denke ich denn über solche Sachen nach — ärgerte sich Jung. Und nun wusste er plötzlich auch, was die kleine Wolke bedeutete, und woher sie kam . .

Der gestrige Tag war so ungewöhnlich und strahlend, gleichsam von Sonnenstäubchen durchzittert, von Glockentönen erfüllt. Und doch war darunter ein kleiner, böser Schatten. Und die Herrlichkeit ist verblasst, der Schatten geblieben. Die Erinnerung an ein Lächeln ist es, die ihn quält. Eine Kleinigkeit, vielleicht ein Zufall. Die Erinnerung an ein Lächeln. Da stand er an der Kirchenthür, sah sie an und lächelte. Wie hasste er ihn für dieses Lächeln! Er empfand es — warum, das wusste er nicht — wie eine Verhöhnung seines Glücks, seiner Liebe.

Wie gross und heilig war sie, diese Liebe! Sie kam leise, wie ein Hauch . . . Wie ein kleiner Vogel kam sie dahergeflattert, und er hörte nicht wie sie kam . . . Ursprünglich war es nur ein Ausdruck im Munde Linas, der ihn wie eine unbe-

kannte süsse Melodie ergriff und fesselte . . . Er musste dem Mädchen immer wieder begegnen, sie immer wieder sehen und sprechen. Bis er den Ausdruck liebte; und da liebte er auch sie selbst, ohne es zu wissen. Das Bewusstsein kam ihm viel später, und nie so stark, als gestern, da der Maler wie scherzend von seiner Liebe gesprochen. In demselben Augenblicke kam auch der Rausch über ihn, der Drang, dem Mädchen alles zu beichten . . . Wie schön — diese freudige Thatsache der Eröffnung, die Lust, das empfindliche, schwache Weib mit dem Bekenntnisse plötzlich zu überraschen. Nun — dann kam es wohl anders . . . Es ist nicht verloren und vorüber, aber der Rausch ist nun weg — nur die Wolke ist geblieben . . .

Wie fühlt er sich matt, wie müde . . .! Der Frühling . . . Es dauert so kurz, und nun kommt schon die Betäubung. Wie ein vergessener Traum aus seiner späten Kindheit, der immer wiederkehrte, ein Traum, der süss war und dennoch als Traum nur quälte. Dieser Frühling . . .

Sag, Lina, täuschte ich mich, oder stand er wirklich an der Kirchenthür und lächelte und verhöhnte meine Liebe? . . Du hast ihn ja verteidigt, als Funkl ihn verdammte, als er ihn einen schlechten Sohn nannte, einen Spieler und Trinker . . Du hast dich ereifert, hast gezittert — ach, du hast sogar geweint . . . Für ihn . . . für . . .

Was ist er? Warum lähelte er so sicher, so überlegen? Warum? . . .

Es ist warm, es ist so schwül wie zu Mittag. Die Kinder werden unaufmerksam sein, werden zum Fenster schauen, lachen und sich unruhig verhalten; zuletzt werden sie aber still und teilnahmslos werden, die Köpfe stützen. Manche werden sogar einschlummern . . .

„Jung . . . ich lauf' mir Ihretwegen die Lunge aus!“

Der Lehrer zuckt nervös beim Klange dieser Stimme und bleibt wie angewurzelt stehen . . . Sand! Eine Nelke, eine weisse Weste . . . ein dünnes Stöckchen, welches hin und her pendelt . . . Der Lehrer ergreift eine breite, weisse Hand und ist so erregt, dass er weder die Kraft hat aufzuschauen, noch den Sinn dessen erfasst, was der Doktor zu ihm spricht . . Dieser redet sehr laut und heiter . . . Anfangs drehen sich alle Gedanken Jungs um die rote Nelke, welche Sand im Knopfloch hat . . Diese Nelke ist ein kleines Geheimnis . . . sie ist von einer Dame . . Ach die Nelke duftet so eigentümlich — sie ist von Lina. Und nun sagt der Doktor lachend: „Lina“ . . . Wie er den Namen ausspricht, ist es wie eine Marter . . Man möchte vor Schmerz weinen und schreien . . .

„ . . . Lina hat ihren Geburtstag . . . Sie kommen doch abends, oder wissen Sie noch nicht? . . .

Ach sehen Sie, die Weiber . . Sagt' ich nicht ausdrücklich: den Jung müsst ihr mir einladen! . . Die Schimmer hat Ihnen nichts gesagt? . . Also lieber Jung . . . ich lade Sie ein, im Namen des Schimmer'schen Hauses — ich habe mit Lina gesprochen — fühlen Sie sich getrost als eingeladen . . . Aber Jung, Sie laufen wie der Teufel! Haben Sie Flügel zu beiden Seiten ihres zarten . . . Ha! ha! . . . Leibes . . . Ehrenwort, ich konnte Sie nicht einholen . . . Also kommen Sie zum Gartenfest . . . Schöne Mädchen, drei Herren . . . den Jüngling Georg nicht mitgerechnet . . Sie werden sich unterhalten — —! Auf Wiedersehen, um sechse! . .“

„Um sechse“ wiederholt Jung geistesabwesend lachend. Er fühlt sich wie ein geprügelter Hund, klein, elend. Er ladet dich ein, er macht dir eine Gnade — schreit es höhnend in ihm. Du sagst: nein, nein ich komme nicht . . .“

Aber es ist, als marterte ihn niemand andrer, als er selbst, als müsste er sich selbst weiter Demütigungen anthun . . . Er ergreift mit Dankbarkeit und zitternd die dargebotene Hand . . .

„Ach, wie gütig, dass Sie an mich dachten . . .“

Und der Doktor klopft ihn lachend auf die Schulter.

„Gern geschehen, Meister Jung, nichts zu danken, lieber Jung . .“

Und er versichert sich noch einmal demütig

und mit grosser Ehrfurcht, dass der Beginn um sechs Uhr ist, und hätte noch einmal gedankt, und noch einmal . . .“

Aber der Doktor hat keine Zeit, er ist vielbeschäftigt, er muss noch dorthin und dorthin . . . „Ja, ja . . . adieu . . . nichts zu danken . . . adieu“

Und dann hört der Lehrer noch hinter sich: „Da lauft er wieder . . . ha, ha . . . zum Kuckuck . . . laufen alle Lehrer so flink? . . ha . . ha . . . der Teufel . . .“

Um sechse, nichts zu danken . . . Lina . . . ich . . — klingt es ihm lachend in den Ohren . . .

Er möchte sich niederwerfen und weinen . . Am Marktplatz vor allen . . . Will er mich mit seiner Gnade quälen? Will er mich zu seinem Hunde machen? Er ballt die Fäuste. Ich zeige ihm . . . oh, ja! . . . ich werde ihm zeigen! . . Ich werde nicht kommen, nein, nein, sage ich. Man hat seine Würde . . . Warum hat mich Frau Schimmer nicht eingeladen?

Er geht einige Schritte wie ein betrunkener Bandit mit dem zerknitterten Hut in der Hand, das Gesicht rot, die Haare zerrauft, die Augen rollend . . .

Dann ist es, als wachte er auf. Die Leute sehen sich ja nach ihm um, bleiben verdutzt stehen. Da kommen auch einige Kinder . . .

Nein, nein — er lächelt und greift sich an

die Stirn, bleibt stehen und fächelt sich mit dem Hut.

Nein, nein, wo bin ich? . . . ich muss mich sammeln . . Darüber muss man ruhiger denken. Er ordnet sich die Haare, sein Gesicht nimmt den gewohnten milden Ausdruck, die gewohnte Lehrermiene an. Nein, wenn er es ruhig bedachte . . . so war das ganze nur eine Dummheit . . . Warum redet er sich wie ein Kind in die Erregung hinein? Man muss das unbefangen und klar sehen . . . Seine Erregung kommt ja nur daher, weil er sich erinnert, wie Sand gestern dastand und in seiner Art lächelte, während er Lina seine Liebe erklärte . . Und das war nur ein zufälliges Zusammentreffen . . . Sicherlich . . . Wäre er gestern nicht so erregt gewesen, so hätte er es nicht so seltsam aufgefasst . .

Er bleibt stehen und wiederholt: „Sicherlich, ganz bestimmt . . .“

Warum hat er den Doktor früher nie als seinen Feind betrachtet? — denkt er weitergehend — eben darum, weil kein Grund dazu war . . . Er ist immer so freundlich gewesen, in seiner Art, freilich, alles in seiner Art . . . Der scherzende, wie spöttelnde Ton ist ihm ja eigen; dafür kann er ja nichts, nein . . . Und das mit der Einladung . . . lächerlich . . . War es nicht ein Zeichen guten Herzens, dass er an ihn, Jung, dachte . . Frau Schimmer hätte ihn ja als Haus-

genossen natürlich selbst eingeladen . . Lächerlich, das verstand sich ja von selbst . . . Aber an einem so wichtigen Tage konnte man wirklich nicht an alles denken . .

Trotzdem fühlte er heftige Kopfschmerzen und diese hielten während der ganzen Schulzeit an. Nach dem Mittagessen fühlte er sich so erschöpft und matt, dass er sich niederlegen musste. Er schlummerte ein. Erst gegen Abend weckte ihn ein starkes Donnern . .

Mit einem unangenehmen Gefühl rieb er sich die Augen. Von unten, aus dem Garten, hörte er laute Stimmen. Das Fest kam ihm in Erinnerung. Mit fieberhafter Hast begann er sich anzukleiden. Die Sonne schien noch immer blendend, obwohl es schon begonnen hatte zu donnern; es war sehr schwül, und ein süsslicher Blumenduft drang durch das Fenster ins Zimmer. Es kam ihm plötzlich der Gedanke, dass er in einem Augenblick Lina sehen würde, und die Erregung machte ihn nun ganz wach. Vielleicht wird sie mir gerade jetzt antworten — dachte er und fühlte, wie ihm das Herz schlug. Dann erinnerte er sich beim Ankleiden an ein kleines Täschchen, das er immer unter dem Hemde zu tragen pflegte und vorhin abgelegt hatte. Wie jedesmal untersuchte er zuerst genau den kostbaren Inhalt . . Es waren Banknoten, altes, vergilbtes Geld, das Vermächtnis seines

Vaters. Er musste selbst über seine Ängstlickeit und Vorsicht lächeln . . . Nun machte er sich aber schnell fertig und ging dann ein wenig zaghaft die ächzende, enge Steige hinunter . . . Unten sah er anfangs nur helle Kleider und erkannte niemand; er näherte sich langsam und unsicher der Gesellschaft . . . Man spielte Reifen . . Er bemerkte Milli Krott, ein blasses, rothaariges Mädchen, das ihn anlächelte, dann Olga, ein altes Fräulein, sehr beweglich und klein, dann erkannte er auch die übrigen . . . zuletzt Lina, die beim Spiel thätig ihm nur zerstreut „guten Abend“ sagte . . . Die Mädchen sahen sich fast gleichgiltig nach ihm um, als wäre er ihresgleichen, und liessen sich nicht stören. Die Männer waren nicht zu sehen, ausser Funkl, welcher wie rasend herumlief, lachte und schrie, und Georg, steifer und würdiger, mit langer Nase und abstehenden Ohren . . . Jung stand unthätig und verlegen am Spielplatze; er wusste nicht, was anzufangen . . Da fühlte er eine Berührung an der Schulter . . . Lina . . .

„Fräulein“, stammelte er errötend, denn er erinnerte sich nun, dass sie Geburtstag hatte, „ich habe Ihnen noch nicht gratuliert . . .“

„Entschuldigen Sie“, sagte diese schnell, „gehen Sie ein wenig zur Seite . . . Sie stehen auf einem Reifen . . .“

„Ach Verzeihung“, flüsterte er unglücklich.

„Schadet nichts . . . Ich danke für Ihre Glückwünsche, Herr Jung.“

Sie ging wieder zu den anderen . . . Traurig und scheu sah er ihr nach . . Da hörte er hinter sich ein Geflüster . . . Frau Schimmer und der langnasige Georg schienen ihn ironisch zu beobachten und tuschelten miteinander . . . Es fiel ihm ein, dass er alte Schuhe angezogen hatte, und auch sonst nichts weniger, als festlich gekleidet war . . . Die Atmosphäre vor dem Gewitter und das Gefühl, überflüssig zu sein, erregten ihn so stark, dass er nahe daran war, zu weinen, wegzulaufen oder sonst etwas unsinniges zu begehen. Er sah beständig zum Himmel hinauf, wo schwarze und gelbliche Wolken drohend herabhingen, wenn auch die Sonne grell leuchtete . . . Die anderen spielten und lachten; nur er erwartete mit Ungeduld die ersten dicken Regentropfen, als wenn daraus alles mögliche gute entstehen könnte. Camilla warf ihm unerwarteterweise einen Reifen zu; er fing ihn nicht auf und lachte verlegen . . . Er wendete sich um, um zu sehen, ob seine zwei Spötter es bemerkten. In diesem Augenblicke drehten sich aber auch alle um, denn der Doktor war plötzlich gekommen. Er war sehr rot im Gesicht und lachte. Die Mädchen fingen an, miteinander zu flüstern, und trugen forciert ein kühles Benehmen zur Schau. Als er aber sehr munter

auf jede einzelne zukam, da reichten ihm alle fast freudig die Hand, und Mitzi Grünauer machte sogar einen Knix und reichte ihm selbe zweimal errötend und im ganzen Gesicht strahlend.

„Grossartig!“ schrie er übertrieben laut. „Reifen! Reifen!“ Als aber alles schon glaubte, dass er nun mitspielen würde, winkte er plötzlich dem Lehrer zu:

„Kommen Sie, Jung. Kommen Sie schnell zu uns ins Haus, wir haben was wichtiges für Sie! . . .“

Der Lehrer sah ihn einen Augenblick zögernd an, dann aber ging er, beinahe froh, dass er zu den Männern durfte und den Beobachtungen Georgs und seiner Mutter entging.

„Wir machten eine Entdeckung!“ sagte am Wege Sand mit heiserer Stimme und listig kichernd.

Erst jetzt bemerkte der Lehrer, dass dieser Mensch total betrunken war. Wie garstig! — dachte er mit Ekel, ging aber doch weiter. Sie traten durch die rückwärtige Thür in den Laden ein, der vorne halb zugesperrt war, und wo nun das Ladenmädchen Marie bediente. Neben ihr sass ein dicker, kleiner Herr mit einem Schauspielergesicht; es war der Advokat Stodelnitzky.

„Wo ist Krampfner?“ frug zornig der Doktor.

„Eine neue Flasche holen gegangen. Herr Jung, lege mich Ihnen demütig zu Füssen. Haben Sie auch Moselwein gern? Das trifft sich famos, dass sie auch Moselwein lieben. Mariechen, siehst,

der Herr Oberlehrer liebt leidenschaftlich Moselwein! Hurrah!"

„Ruhig, Affe," ermahnte Sand, „bist du besoffen? Kommen Sie Jung, wir setzen uns wo anders und trinken."

„Ich trinke nicht," sagte Jung, indem er einen Schritt zurücktrat.

„Was wollten Sie mir mitteilen?"

„Den Wein, Undankbarer," schrie der Doktor, „den Wein, den wir zufällig im Laden gefunden, wollte ich Ihnen mitteilen. Sie werden doch nicht am Geburtstage Linas ... Hoch Lina! Ein Schuft, wer nicht mittrinkt. Hoch Lina, sag ich!"

„Hurrah," schrie Stodelnitzky aus Leibeskräften; sprang dann über den Ladentisch und reichte Jung ein gefülltes Glas.

„Sie werfen mir alles um!" klagte Marie, obwohl gutgelaunt, weil sie auch mitgetrunken hatte.

Da erschien in der Thür die hagere Gestalt des Apothekers Krampfner.

„Sie hier, Herr Oberlehrer?" flötete er, „mein Gott, wie sehen Sie doch Ihrem verstorbenen Vater ähnlich! Ihrem lieben, gottseligen, ver ...

„Krampfner, weine nicht," begütigte Sand.

„Weine nicht, Krampfner," mahnte väterlich Stodelnitzky.

Nun fing der Apotheker wirklich zu weinen an und umarmte herzlich Jung.

„Trinken Sie!" flehte er. „Trinken Sie, das thut Ihnen gut, thut Ihnen gut . . ."

„Nein," wehrte sich Jung, „ich muss fort."

„Was, zum Kuckuk!" brüllte der Doktor. „Nichts müssen Sie."

Jung drängte sich wortlos zur Thüre.

„Stodelnitzky, zusperren!" kommandierte Sand, „zweimal! . . so! Schlüssel her . . .! Bitte, jetzt können Sie gehen, Jung . . .

„Das ist doch . . ." stotterte bleich der Lehrer.

„Ha, ha . . ."

„Das ist — infam!"

Es wurde still. Sand näherte sich langsam dem Lehrer, welcher am ganzen Körper zitterte. Der Doktor bestrebte sich streng und fürchterlich auszusehen; da er aber berauscht war, so wollten seine Gesichtsmuskeln nicht gehorchen, und er platzte in ein schallendes Gelächter aus . . .

„Jung," sagte er lachend, indem er den Lehrer streichelte. „Soeben kam ich zur Überzeugung, dass ich Sie liebe . . . Ja, ja, wehren Sie sich nicht! Schon lange liebte ich Sie wegen Ihres feinen, stillen, bescheidenen Wesens. Sie bleiben ewig mein Freund, aber . . ."

Er wankte und kicherte blödsinnig.

„. . . aber eines dürfen Sie nicht thun. Betreten Sie nicht mein Revier, Freundchen. Glauben Sie, dass ich's nicht merkte? Doch, doch! Neulich

vor der Kirche, gestern — comprenez-vous? Ich glaubte, ich würde vor Lachen . . .“

„Schweigen Sie!“ keuchte Jung.

„Ich habe,“ fuhr der Betrunkene fort, „ein besseres Recht, ein früheres Recht. Stodelnitzky, hol ihn der Teufel, ist ein Jurist und wird's Ihnen bestätigen. Ich habe mein Recht! Ich gebe Ihnen zu, Lina ist ein kapitales Mädchen . . Aber sie gehört schon mir. Seit der gestrigen Nacht. Ja, ich fühle mich verpflichtet, es Ihnen vertraulich einzugestehen: In der Nacht von Samstag auf Sonntag habe ich sie . . .

Es klopfte.

„Aufmachen, aufmachen,“ riefen mehrere Stimmen.

„Ja, mein Lieber, in der Nacht von Samstag auf . . . Ein kapitales Mädel, sag' ich Ihnen . . Ich hatte meine Freude an ihr . . Dieser Mund, dieser Hals, diese . . .“

„Hund!“

Der Lehrer wollte sich auf ihn stürzen. In diesem Augenblick wurde die Ladenthür von der Strasse aus geöffnet. Der Maler Funkl stand mit einem ausgespannten Schirm draussen.

„Was geschieht denn?“ rief er. „Es ist Wolkenbruch! Macht doch hinten auf! Wir sind alle im Zimmer und wollten Euch holen.“

Die Hinterthür wurde aufgemacht. Der Lehrer

taumelte wie trunken hinaus. Von allen unbemerkt ging er auf sein Zimmer und bràch dort weinend zusammen . . .

Der Wind peitschte den Hagel gegen die Scheiben. Dann erhellte der Blitz das ganze Zimmer.

Der Lehrer schluchzte wie ein Kind:

„Lina, Lina . . .“

Er ballte die Hände, lachte leise und weinte zugleich. Er warf sich auf das Bett.

„Er hat sie in der Nacht von Samstag auf Sonntag gehabt, gehabt,“ murmelte er und lachte höhnisch, „Gott, mein lieber . . . du mein gerechter Gott! . . .“

Von unten aber hörte man Klavier und eine Mädchenstimme. Fräulein Olga sang:

Unter dem Hollunderbaum
Träumt' ich einen schönen Traum . . .

VI.

Die ganze erste Stube füllte sich mit Soldaten. Sie kamen kotbespritzt und vom Regen durchnässt. Draussen war es schon finster, und man sah jeden einzelnen Blitz. Der Regen war stiller geworden; es plätscherte nun langsam und eintönig. So oft jemand die Thüre öffnete, kam eine wunderbar duftende kühle Luft herein; der Wind blies aber

auf die Lichter . . . Es entstand immer ein kleiner Luftzug, und dann riefen jedesmal die Gäste: „zumachen, zumachen“ . . . Die Soldaten verhielten sich schweigend und ruhig, tranken aber ziemlich viel. Wenn einer redete, ward es gleich ringsherum still, und man fühlte, dass heute etwas Ungewöhnliches vorgefallen sein musste. In der Ecke sassen bei einem kleinen Tische vier Stammgäste, und es war ihnen anzusehen, dass sie sich von den Fremdlingen in ihrer gewohnten Behaglichkeit gestört fühlten. Sie sahen verdriesslich durch die dunklen Fenster hinaus . . .

„Jetzt wird's glücklich eine Zeit lang weiterregnen,“ seufzte einer, „die Herrlichkeit ist aus!“

Ein anderer machte einen tiefen Zug aus seinem Glase und fügte hinzu:

„Ja . . . Wir hatten im ganzen drei wirkliche Frühlingstage. Nun kann's wieder regnen, bis die Hitze kommt . . .“

„Ja, bis die Hitze kommt . . .“

Es war noch ein Tisch, an dem keine Soldaten sassen . . . Das war der Pfarrertisch, wie ihn alle nannten, weil der Pfarrer dort Sonntag mittags sein Bier zu trinken pflegte . . . An dem Tische sass nur ein einziger Gast. Er wurde vom Stammtisch aus neugierig beobachtet.

„Sieh da; der Lehrer Jung,“ murmelte Simek, der Schuhflicker.

„Was thut der hier?“

„Siehst ja — er trinkt . . .“

„Das ist sonst nicht seine Art und Gewohnheit.“

„Nein, nein.“ „Wie viel haben wir denn?“ „Schon Zehne!“

„Sag mal, Simek, die vielen Dragoner kommen wohl von der Leiche?“

„Ja, sicherlich, ja . . . Von dem Freiwilligen.“

„Das war auch eine Geschichte!“

Nun wurde es lebendig. Jeder wusste etwas davon zu sagen. Das war wirklich eine schlimme Geschichte. Der Freiwillige war Student, ein hiesiger von Geburt.

„Wie ist das geschehen?“ erkundigte sich ein Friseur.

„Er hat vorher die ganze Nacht studiert; in der Früh, beim Reiten war er dann schläfrig. Anfangs ist's gegangen; dann wurde Galopp befohlen, und da ist der arme Teufel richtig eingeschlafen; liess beide Zügel los . . . Das Pferd war ein Luder, ein Durchgänger, was willst? das Unglück ist fertig. So hab' ich's von einem Wachtmeister gehört . . .“

„Wo ist er denn gestürzt?“

„Gerade bei dem Hause, wo er mit seiner Mutter wohnte. Gerade dort! Der Reitplatz liegt ja in der Nähe. Man sagt, dass die Mutter noch

vor dem Unglück im Schlafe schrie und weinte ... Die Leut' im Haus sind davon aufgewacht. Und knapp darauf ist das Unglück geschehen . ."

„So eine arme Frau! Die hatte ein Vorgefühl, oder so etwas . . ."

„Ja, ja . . . Die Weiber haben's oft."

Sie redeten immer lebhafter und lauter. Jung hörte nichts von dem ganzen; er trank und erhitzte sich grübelnd. Er wollte sich berauschen; nur darum war er heute Abend hergekommen ... Und des Trinkens ungewohnt, sass er nun betäubt und glühend da . . . In seiner fieberhaften Erregung glaubte er jetzt den Maler zu hören: Es giebt keine verlorene Liebe! . . . Nun gut — blitzte es in seinem Gehirn — meine Liebe ist Kraft . . . sie wird töten . . . Ich liebte nicht umsonst . . . ich liebte nicht darum, damit jener mein Gefühl beschmutzt . . Ich bin auch roh! . . . Wenn ich ihn töte, so ist es eine edle That — ich töte ihn! . . . Warum nahm er mir alles, warum nahm er mir das Glück? Ich werde ihn ruhig und kaltblütig töten . . . Er lächelte ja auch . . .

Nun ist er ja fest entschlossen, Sand zu töten ... Er wird ihn offen herausfordern. Er stellt sich alles genau vor. Es kommt zuerst zu einem Streit, bei welchem Sand gewisse Worte sagen wird. Nun wird er ihm darauf so und so antworten. Er stellt sich in seinem Zustande dieses Gespräch schon als

wirklich vor . . . Er erbleicht vor Zorn, und spricht in Gedanken jedes Wort aus, das er dem andern ins Gesicht schleudern will . . .

Nun geschieht aber etwas Unerwartetes, das Jung erstarren lässt . . . Die Thüre vom anstossenden Zimmer wird aufgerissen, es stürzen zwei Männer heraus . . . Im Zimmer wird's still und alle schauen sie an.

Der erste ist Sand. Er ist dunkelrot und hat funkelnde Augen. Der Lehrer erbebt . . .

Hinter dem Doktor erscheint der Apotheker Krampfner, welcher zugleich weinerlich und erzürnt aussieht.

„Heute ist meine Geduld zu Ende,“ kreischt er im Fisteltone. „Wenn Sie nicht zahlen, so schreie ich es in der ganzen Stadt aus! . . Ja, die Leute sollen sehen . . . Pfui, sage ich, Pfui . . .“

„Scheusal!“ zischte der Doktor, offenbar wieder betrunken. „Sagen Sie mir augenblicklich, was Sie . .“

„Ich rede nichts mehr mit Ihnen! Wenn Sie bis morgen . . .“

„Schweigen Sie, schreien Sie nicht! . . .“

„Wenn Sie bis morgen nicht zahlen, so ist mir alles eins — ich schreie!“

Krampfner lief hinaus. Sand blieb einige Zeit, halb erzürnt, halb verlegen lachend in der Mitte stehen. Er sah sich im Kreise um, ob alle den Skandal sahen. Nun fiel sein Blick auf Jung, und

es geschah, dass sich sein Gesicht plötzlich erhellte, und er den Lehrer beinahe umarmen wollte, als ob vorhin zwischen ihnen nichts vorgefallen wäre.

„Sie — Jung?“ rief er. „In einem Wirtshause? Das ist ja die reinste Fügung Gottes! . .“

Er setzte sich zu seinem Tisch, ohne auf eine Aufforderung zu warten.

„Bier her!“ befahl er. „Jung, mein lieber Jung, ich habe vorhin an diesen vermaledeiten Apotheker mit der Warze alles verloren, was ich hatte . . . Ich bin blank . . Raten Sie mir, was thun? Soll ich mich etwa ein wenig aufhängen? Das wäre Unsinn — ausserdem sind Sie ein gottesfürchtiger Mann und können unmöglich eine solche Schandthat und Todsünde billigen . . .“

Während der Doktor schnell und sinnlos redet, blickt Jung in sein gerötetes Gesicht und denkt: Da sitzt dieser Mensch, der mir Lina nahm. Der mir das Schönste zerstörte, das ich je erlebte. Er sitzt mir ruhig gegenüber, obwohl ich ihn heute einen Hund nannte. Er sitzt da, und ich stehe nicht auf, sondern bleibe mit ihm, höre sein Geschwätz an und werde ihm antworten. Das thue ich alles, obwohl ich noch vorher die Absicht hatte ihn zu töten . . . Bin ich etwa berauscht? Nein, ich kann ruhig, im Zusammenhang denken . . . Was ist also? Fürcht' ich ihn etwa? Ein trunkenes, elendes Geschöpf, das ich verachte . . .

„Stellen Sie sich meine Lage vor," sagte der Doktor. „Ich bin nicht tugendhaft — nein, zum Teufel, das will ich Ihnen nicht einreden . . . aber, Jung, stellen Sie sich meine Lage vor . . . Ich traue mich ja nicht auszugehen . . . Wenn ich etwas kleiner, wenn ich etwas magerer wäre — etwa wie Sie, Liebling, dann wäre die Schmach leichter zu ertragen . . . Aber mit meinen so und so viel Centimetern Höhe und Breite, wächst meine Schande . . . Ich kann mich nirgends zeigen . . . Ich kann nicht unbemerkt auf der Strasse gehen. Gleich zeigen die Leute mit den Fingern: Da geht der Hallunke Sand, der so viele Schulden hat . . ."

Wenn er die Augen schliessen würde — denkt Jung — so könnte ich ihn vielleicht töten. So aber sitzt dieses Tier vor mir, seine Augen blicken mich hilflos trunken an, und — ich kann ihn nicht einmal hassen . . In seiner lächelnden Gemeinheit liegt etwas Unbegreifliches, das meinen Zorn entwaffnet . . Er ist mir so fremd, er ist mir so fern . . .

Sand ist schon stark berauscht; der Ausdruck in seinem Gesicht wechselt gewaltsam, und er fällt blitzschnell von einer Stimmung in die andere . . . Er stützt seinen erhitzten, bärtigen Kopf mit beiden Händen, nähert sich Jung, so dass dieser den starken, übelriechenden Atem spürt und flüstert begeistert:

„Ach, Jung . . . Sie sind ein edler Mann . . . Wenn ich Sie sehe, vergesse ich alles Böse . . . Meine Hochachtung, Jung! . . . Ich verehre Sie und schätze . . .“

Dann neigt er plötzlich den Kopf zur Seite und schielt misstrauisch und verdriesslich . . nach dem Lehrer.

„Da fällt mir ein“, murmelt er leise, „haben Sie mich heute nicht beschimpft . . .? . . Geben Sie acht, ich bin ein Ehrenmann . . .“

Er runzelt die Stirn und hebt die Augenbrauen, als wollte er sich an etwas erinnern . . .

„Warum haben Sie mich beschimpft? . . . Warum?“

Da leuchtet sein Gesicht auf.

„Ach . . . ja, es war nur wegen . . . der Kleinen . . .“

Er kichert heiser und wiegt den Kopf.

„Wissen Sie . . .?“ sagt er augenzwinkernd „ich trete sie Ihnen ab . . .“

Jung erbleicht und sieht ihn verständnislos an.

„Wollen Sie?“ lacht der Betrunkene . .

Der Lehrer zittert und ballt krampfhaft die Hände . . Es ist ihm, als hörte er ein grosses, höhnisches Lachen . . . Von allen Seiten lachen die Leute . . Sie lachen über eine grosse, rote Wunde an seiner Brust . . Er sieht auch Lina lachen; ach wie sie lacht! Es war nur ein Scherz

ruft sie — es war ein Misverständnis . . . Was wolltest du denn, ja was wolltest du? . . Ich bin einmal so . . . Wie sagte sie doch? . . Wir sind verschiedene Leute . . . Sie sind für mich zu gut . . . Ei, lachte sie da nicht höhnisch, als sie sagte: Sie sind zu gut . . Sie lachten beide, er an der Kirchenthür, und sie an seiner Seite . .

Er blickt dem Doktor starr ins Gesicht . . . Dessen Züge sind wieder schlaff und lang, er sieht traurig ins Leere und nickt mit dem Kopfe . . .

„Meine Mutter", murmelte er, „meine Mutter . . . Sie ist mein Opfer, ja, ja . . ."

Sein Gesicht hat einen weinerlichen Ausdruck.

„Denken Sie Jung, meine Mutter ist sterbenskrank . . . Sie hätte ihre Kur durchmachen müssen . . . Sie macht sie jedes Jahr . . und das hält sie . . . Vor drei Wochen . . ."

Er neigt den Kopf zu Jung, wie um ihm ein wichtiges Geheimnis mitzuteilen. Dieser bemerkt mit Schaudern, dass sein Mund grinst, während die Wangen nass von Thränen sind . . .

„ . . . vor drei Wochen", flüstert er unheimlich lächelnd „schrieb sie, dass es ihr schlechter gehe . . . Und dann bat sie um das Geld . . . Denn ich schickte ihr sonst jedes Jahr das Geld für die Kurkosten . . Karlchen — bat sie — es ist das letzte Mal . . Nächstes Jahr brauchst du nicht mehr zu

schicken, denn . . . nächstes Jahr . . . bin ich nicht . . . mehr . . .“

Die Stimme versagte ihm . . . Er hustete . . und lächelte.

„So schrieb sie“, sagte er heiser.

„Und . . . Sie schickten das Geld?“ fragt leise Jung.

„Nein . . .“ sagt der Doktor „nein, nein . . .“

Sie schwiegen . .

„Was denken Sie?“ schreit Sand wie zornig. „Was kann ich dafür? Ich verlor das Geld an diesen vermaledeiten Krampfner . . .! . . Nicht wahr, Mensch, Sie haben ja das Scheusal gesehen? . .“

Er stampfte mit den Füssen wie ein Kind und weinte.

„Ich Vieh! . . Ich wollte das Geld morgen schicken, ich schwöre . . . ich hatte es vorbereitet . . . Hol Sie der Teufel, Jung, hol Sie der Teufel, denn Sie glauben mir nicht . . Und ich schwöre . . . Glauben Sie mir, Jung, ich hätte es weggeschickt . .“

„Ja, ja . . .“ sagt leise der Lehrer.

Er fühlt einen unbegreiflichen, fast physischen Schmerz, wie er diesen Jammer und diese Thränen sieht . . Es ist ihm, als sähe er ein grosses, starkes Thier sich in schrecklichen Qualen winden und ächzen . . .

„Aber später“, beginnt er zögernd, „in wenigen Tagen werden Sie doch das . . .“

„Nie, nie!“ schreit Sand.

Er lacht und trocknet sich nervös und ungeschickt die Thränen, die immer von neuem fliessen . .

„Verlassen Sie sich,“ keucht er, „verlassen Sie sich, ich kenne mich . . Wissen Sie . . . ich bin ein Lump. Ich werde mich morgen wieder besaufen und wieder spielen . . . ja, ja, ich kenne mich. Und die Mutter wird mir noch einmal schreiben — ich aber werde den Brief nicht öffnen . . . Denn . . . wissen Sie . . .“

Er begann zu flüstern.

„ . . . ich fürchte mich vor ihr . . . Glauben Sie das? Ich fürchte mich vor ihr, als wäre ich noch ein kleiner Knabe. Ich habe ihr so viel versprochen . . . und nichts gehalten . . . Nein, Jung, ich werde keinen Brief von ihr öffnen. Und der Sommer vergeht . . . und nächstes Jahr brauch' ich kein Geld zu schicken, denn sie wird sterben . .“

Der Regen schlug plätschernd an die Fenster. Von einem entfernten Tische hörte man die Soldaten lachen; Anna, die Kellnerin hatte sich den Helm eines Dragoners aufgesetzt.

„Habt acht!“ kommandierte jemand.

Am Stammtisch schlug der Schuhmacher Simek demonstrativ an sein Glas und die übrigen murrten über die Soldaten und die schlechte Bedienung, die man sich gefallen lassen müsse . . .

Der Lehrer sass nachdenklich und bleich da . . Er rieb sich die Stirn und starrte vor sich . . . Er sah ein kleines, lichtes Zimmer. Die Sonne drang in hellen Fluten herein und man hörte leise einen kleinen Vogel . . Und er selbst kniete an einem Bette, ein namenloser Schmerz bewegte seine Brust und er hatte nicht die Kraft aufzuschauen, sondern fühlte nur die Berührung einer Hand, so leicht, wie einen Hauch . . . Die Hand seiner sterbenden Mutter . . .

Das war das Schwerste, was er je erlitten. Böser, als das Leid, das ihm jetzt die Menschen angethan. Denn von da an war er allein und verlassen, von da an hatte er keinen Menschen auf der grossen, weiten Welt, der ihn liebte . . . Und auch dieser Mensch da soll die Mutter verlieren . . . Durch seine Schuld oder nicht . . Er behielt dieses einzige Wesen, dessen Name ihm vielleicht heilig ist, vor dem er wie ein Kind sich fürchtet. Und der Sommer vergeht . . und nächstes Jahr wird sie sein Geld nicht mehr brauchen . . .

„Sand“, beginnt er plötzlich zitternd.

Dieser sitzt geknickt da, unbeweglich und mit geschlossenen Augen, als ob er schliefe.

Der Lehrer beugt sich vor und berührt seinen schlaff herabhängenden Arm . . . Sand öffnet die Augen und blickt ihn schläfrig, verständnislos an.

„Wie viel ist es?“ fragt Jung.

„Was . .? ich versteh' nicht . ." murmelt der Betrunkene.

„Wie viel brauchen Sie für Ihre Mutter?"

„Ja . . . dieser vermaledeite Krampfner hat mir . . . Ach, lassen Sie mich Jung, was . ."

Er macht plötzlich ein wütendes Gesicht.

„Was geht Sie das an, Mensch? Was wollen Sie von mir? Ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig, Sie Schulfuchs, Sie . . ."

Der Lehrer sagt leise, ohne seinen Zorn zu beachten:

„Denn ich habe fünfhundert Gulden . . . Es ist nicht viel . . . aber vielleicht genügt es . . . Sagen Sie mir . . ."

Sand hat sich aufgerichtet.

„Sie . . . Sie", stammelt er, „wollen . . .?"

„Ich gebe Ihnen das Geld . . . Ich bitte Sie das Geld anzunehmen."

Der Doktor blickt ihn sprachlos, erstaunt an . . . Eine Weile vergeht . . . Dann scheint in seinen gläsernen, trüben Augen plötzlich das Verständnis aufzudämmern.

„Wie soll ich Ihnen danken?"

Es ist mehr ein Ausdruck halb ungläubiger, halb höhnisch verschmitzter Freude, als Dankbarkeit, was sein Gesicht erhellt . . .

„Jung, ich werde Ihnen nie vergessen, was Sie . . ."

Aber der Lehrer steht hastig auf und sagt mit nervöser Stimme:

„Kommen Sie, kommen Sie doch . . . Ich habe das Geld in einem Täschchen unter dem Hemd . . . Es ist nämlich von meinem verstorbenen Vater. Kommen Sie mit mir . . .“

„Wohin?“ fragt der Doktor mühsam sich erhebend.

„Dort . . . nein, im anderen Zimmer sind auch Menschen. Aber kommen Sie hinaus . . . So kommen Sie doch! . .“

Er ging eilig zur Thür hinaus ins Freie, und Sand folgte ihm schwer und wankend. Dann unter strömendem Regen, auf der Strasse, öffnete der Lehrer mit bebender Hand sein Hemd, nahm das Täschchen heraus und beim schwachen Schein der über dem Wirtshausthor brennenden Laterne zählte er die alten, vergilbten Banknoten ab. Bevor er sie aber dem Doktor reichte, sah er sie noch einmal lange und genau an . . . Er wendete sie um und sah sie noch einmal an . . .

„So . . .“ sagte er dann heiser „hier!“

„Jung . . Sie sind . . .“

„Entschuldigen Sie . . . ich habe Kopfweh . . . Leben Sie wohl, ich muss nach Hause . . .“

Er stürzte in die dunkle Nacht hinaus.

Es fröstelte ihn . . . Der Regen floss über sein Gesicht und seine dünnen Kleider . . . Je

weiter er aber ging, desto weniger fühlte er den Regen. Es war etwas Duftendes, Berauschendes in der Luft. Es wehte eisig kalt, und machte dennoch warmes, sehnsüchtiges Blut . . . Es war der Frühling . . .

Das Märchen des Hofnarren

Wir Kinder mochten ihn gern leiden. Weil er so unterhaltend war — besser — so unterhaltend aussah. Ein kleines, sehr altes Männlein, mit schwarzen Äuglein, einer feinen, an der Spitze ganz durchscheinenden Nase, mit Bewegungen, die immer mehr sagten, als sein Mund sagte. Der Vater hatte ihm einmal vor vielen Jahren eine kleine Arbeit gegeben, als er aus fremden Ländern — man erzählt aus Okranien — in unser Dorf kam. Dann kam er immer wieder und bekam immer neue Arbeit. Weil er so gutmütig dreinblickte, und so'n armer Teufel war — sagte der Vater. Margarethe, Toby und mich hatte er lieb, und brachte uns immer was besonderes mit; einmal einen ganzen Zweig mit grünen Haselnüssen, einmal eine braune Eidechse und zuletzt einen wirklichen Igel, den uns ein fremder Bub später gestohlen hat. Ich glaube nicht, was die Leute sagen, dass er nämlich einstens König Oskars Hofnarr — und zudem einer bösen Hexe leiblicher Sohn war. Aber wenn er sein Märchen vom Prinzen erzählte, so glaubte ich es

doch wieder — und nun weiss ich selbst nicht, was recht ist, und an was ich mich halten soll. Toby glaubt daran und sagt, dass alle Leute im Dorf daran glauben. Wie er aber Hofnarr geworden war, das erzählte er uns einmal, als wir zusammen junge Weidenzweige am Bache schnitten, um uns daraus eine Pfeife zu machen.

Das letzte ist gleichgiltig für die Geschichte, und ich erwähnte es nur, um zu zeigen, dass Puk selbst vorgab, ein Hofnarr gewesen zu sein, und weil vielleicht auch alles Übrige kein Märchen sondern eine wahre Begebenheit ist, die sich in alter Zeit, im fremden Land Okranien zugetragen. Auch seiner alten Mutter, der berüchtigten schlimmen Hexe, schämte sich Puk nicht — ja ihm standen glänzende Thränen in den Augen, wenn er von ihr sprach — und erzählte auch mit vielem Stolz, wie gut sie die Zukunft voraussagen könnte, und auch der jungen Königin Anitra richtig geweissagt hatte, dass sie einen Prinzen bekommen, der aber im zarten Alter sterben würde. Von seiner toten Schwester Litta erzählte er, dass sie wie ein Prinzesschen aussah und die schönsten blauen Äuglein in ganz Okranien hatte.

Das erzählte er aber niemals vor anderen Leuten, wie er denn überhaupt vor fremden und erwachsenen Leuten niemals so unbefangen und reimütig war, wie vor uns Kindern. Wohl auch

darum, weil ihn die Leute wegen seines ängstlichen Wesens und seines krankhaften Hanges zum Aberglauben neckten, seine Worte oft nicht verstanden und seine Abkunft verachteten.

So kam es also, dass Puk immer dann erzählte, wenn niemand zu Hause war — und nur wir drei in der Stube sassen. Es war aber immer ein und dasselbe Märchen, das Märchen vom Prinzen, und wiewohl er's schon hundertmal und immer auf gleiche Weise erzählte, so wurden wir dennoch niemals müde, seinen Worten zu lauschen.

Es war ein wunderschönes Mädchen — begann die Erzählung — ein wunderschönes Mädchen am Hofe des Königs, Fräulein Isabella. Herrlich an Körper und wunderbar an Geist, trieb sie mit beiden gar argen Unfug. Sie verdrehte den Herren Rittern allesammt die Köpfe und stiess sie dann übermütig ab, als sie von Liebe entbrannt um ihre Gunst warben. Darob viel Erbitterung, nicht minder aber grosser Ehrtrieb bei einzelnen, es schlauer und glücklicher anzustellen. Der Prinz zählte 18 Jahre, hatte ein zartes Gesicht wie ein Mädchen, war aber stürmisch und wild; duldete keine Gegenwehr, wo er begehrte, kein Abraten, wo er wollte. Und was die Eltern anlangt, so war der Herr König zu alt und müde, um alles mit wachendem Auge zu verfolgen, was sein Sohn that oder nicht that, Frau Königin aber lachte zu jedem Streich ihres Sohnes,

da sie, selbst ein Kind voll frohen Leichtsinns, nicht wusste, was Kindern frommt und schadet. Der Prinz aber suchte immer, wie man im Walde süsse Beeren sucht; er nahm und pflückte eine Beere nach der anderen — er kostete, warf weg und pflückte wieder; vergiftete sein Leben mit den giftigen Beeren — und konnte die guten nicht finden. Wenn Hoffräulein Isabella mit dem Prinzen redete, senkte sie den Blick zu Boden, fromm und unschuldig wie ein unwissend Jungferlein. Sie erschien vor ihm anders, beinahe wie umgewandelt. Das war nun aber ihre List, ihr geheimes Streben, ihn um so stärker an sich zu fesseln.

Und der Prinz begehrte sie heiss und durstig wie kein anderes Mädchen. Sie aber that, als sähe sie nichts, als hörte sie nichts und einmal unterm Jasminbusch im Lustgarten trug es sich also zu: Als das Fräulein mit vollem Körbchen unter dem Busch stand, da näherte sich der Prinz und bat um eine Blüte. Sie reichte ihm selbe, ohne auch nur ein wenig den Blick zu heben. Der Prinz frug leise: „Liebst Du mich, Isabella?“ — Sie aber antwortete ruhig: „Nein, Prinz, ich liebe Dich nicht.“ — Da wiederholte der Prinz mehrmals ausser Sinnen: „Warum? So sage doch, Mädchen — warum?“

— „Warum?“ — frug sie lachend. — „Mein Prinz . . . warum? Und wenn ich Dir sagte: ich

liebe — würdest Du fragen: warum?“ Und der Prinz erbleichte, weil das höhnende Mädchen so sehr im Rechte war. Von nun an ward es um ihn noch schlimmer; er verfolgte Isabella, wo er sie fand. Sie höhnte nicht mehr, blieb schweigsam demütig, doch wenn er sie berühren wollte, hatte sie ein wundersam ruhiges Lächeln — wie Mondleuchten in kühler Frühlingsnacht.

Der Prinz aber wollte endlich nichts als einen Kuss. Nichts als einen Kuss von Isabella's Lippen. Er träumte und sprach davon in Träumen, er schrie es vor allen aus im Rausche. Er sagte es jedem; seinem Beichtvater und seinem Lakaien, nur mir nicht, dem Hofnarren. Warum schämte er sich vor mir?

Vor mir schämte sich niemand. Ich war ja ein Narr und lachte. Solange ich lachte, war ich glücklich. Solange ich lachte, war alles gut und klar. Erst später, als ich mich zu fürchten begann, als ich nicht lachen konnte, verwirrte sich alles. Man jagte mich endlich weg, den traurigen Narren.

Warum schämte er sich wegen Isabella vor — mir? Ich hatte ein Schwesterchen; sie lag im Kerker traurig und nahe dem Sterben. Oft dacht' ich mir: Thut ihr dein Lachen nicht wehe im Herzen? Vielleicht hört sie alles. Doch ging ich einmal hinunter zu Litta, und als sie mich sah, küsste sie mich und fragte: „Sag' Bruder, wie geht es meinem Prinzen?“

Denn der Prinz hatte ihr einst heilig gelobt, sie zu seinem Weibe zu machen. Das war nun ihre grosse Sünde und darum strafte sie der König. Des Prinzen Sünde war es nicht; er war noch so jung und Litta die erste, die er liebte. Und Litta hat ihn seitdem nicht vergessen.

Als man Litta in den Kerker gestossen hatte, war der Prinz lange trübsinnig. Dann aber suchte er wieder nach süssen Beeren. Dann fand er die glutblütige Viola, die üppig aufgeblühte Sybilla, die weisse Leia, die zierliche Euphrosine, dann Eva, Chloë — endlich Isabella, die Wunderschöne. Die sich sträubte . . .

So oft ich sah, wie der Prinz küsste, konnte ich Litta vergessen und lachen. Mein Lachen thut Litta nicht wehe — dachte ich. Der Prinz sucht andere Beeren und Litta fragt immer: „Wie geht es meinem Prinzen?“

Nun kam aber Isabella. Nichts als einen Kuss wollte der Prinz — sie sträubte sich. Und die junge Königin Anitra lachte, als sie hievon Kunde erhielt. Beriet auch ein halbes Stündchen ernstlich mit sich und ihres Hofes oberstem Zeremonienmeister. Endlich aber berief sie Aquilo, den weisen Ratgeber in allen zarten Affairen.

Um diese Zeit kehrte Okar von einem siegreichen Feldzuge nach Okranien und seinem Hofe zurück. Es begrüsste ihn der Jubel seines Volkes,

die Liebe seiner Diener. Frau Königin küsste seinen grauen Bart und nahm lächelnd die blinkenden Kleinodien in Empfang, die er ihr brachte. Und nachts wurde auf Befehl der Königin im Lustgarten ein Fest veranstaltet.

Die Bäume, Altane und Sträucher wurden gar wunderbar verziert und mit bunt bemalten papierenen Laternen behängt, so dass es schien, als wüchsen feurige Blumen im Garten, als brennten Riesentulpen, glühten verzauberte Stiefmütterchen, ungeheuere Narcissen, feurig überquellende Rosen, leuchtende blaue Glöckchen und Hyazinthen. Von Nah und Fern tönte milde Saitenmusik, dann kam es stärker brausend und wiegend; und als sich die Ritter an den riesigen Goldhumpen voll edlen Südweines Mut getrunken, dann auch Frau Königin im Glanze maiestatis und ihrer jungen Schönheit selbst erschien und mit gnädigen Worten selbst zum Tanze aufmunterte, da gab es der hellen Fröhlichkeit keinen Einhalt — und alles tollte und lachte, sang und spielte, tanzte mit heisser Lust und trank bis zur süssen Betäubung.

Um Mitternacht aber erschollen Hornrufe, die zu neuem Spiel zu rufen schienen. Man mahnte die Paare, welche bisher klug die Einsamkeit suchten, sich vor dem grossen Schlossbrunnen zu sammeln. Dort wartete bereits Königin Anitra und ihr zur Seite lächelnd der weise Höfling Aquilo.

Man umringte den Brunnen, und nun harrten die edlen Jungfrauen und Herren ungeduldig der Überraschung. Man brachte Körbe und Säcke voll duftiger Blumen; schneeige Kamelien, reichfarbige Nelken, eine Flut von Rosen und üppigem Flieder. Nun gebot man den Damen und Rittern in die Säcke zu greifen. Die Königin sagte:

„Es kommt ein Spiel, das unser lieber Aquilo ersonnen. Dies Spiel vereinigt gleiche Blumen und Herzen. Versucht Euer Glück, ihr Ritter! Wer seine Blume in den Händen seiner Dame findet, darf — wir gestatten es feierlich — seine Blumendame küssen.“

Küssen — jubelte man — Küssen! . . . Die Ritter drängten zu den Säcken, und auch die sittsamen Fräuleins griffen, von Frau Königin angefeuert, mit ihren Händchen zu.

Dann aber gab es ein tolles Fliehen und Jagen, dass es brauste und rauschte, dass die Bäume erzitterten, die Zweige knackten; es gab ängstliche Mädchenschreie und wilde Siegesrufe. Manch Fräulein wehrte sich verzweifelt und schmiegte sich zugleich selbst an ihren Sieger, manche ergriff entsetzt die Flucht, stolperte dann glücklich und fiel, um von ihrem Ritter aufgehoben und in süssem Kusse halb erdrückt zu werden. Jungfrauen sah man, die vor Blässe — Jungfrauen, die vor Röte zitterten — und überall funkelnde Augen — und überall fanden

sich, die lieben. Die Farben, die liebenden Blumen und sehnsüchtig die frohen Menschen . . .

Plötzlich hörte man die Stimme des Prinzen: „Meine Nelke — wo bis du?“

Einen Augenblick Stille — und nun wieder das Rauschen, Jagen und Suchen . . . Da rief nochmals der Prinz: „Gelbe Nelke!“

Nun verstummte Alles. Der Prinz stand hochaufgerichtet und schön. Seine gelbe Blume hielt er in der Hand.

Die Königin frug lächelnd: „Nun? — Nelke. Kommt nicht die Nelke?“

Da sagte Jemand ganz leise: „Jsabella . . .“ Es war Rittter Aquilo, der dies sagte . . .

Die Menge teilte sich. Unter einem Hollunderstrauch war Hoffräulein Jsabella; sie bebte am ganzen Körper, als ob sie lachte oder heftig weinte... Sie rührte sich nicht. Der Prinz stand ihr gegenüber und wartete . . . „Kommst Du?“ mahnte er heiser. Sie rührte sich nicht.

Dann gab es einen ohrenzerreissenden Schrei. Der Prinz stürzte sich wild durch die Menge, alles niedertretend, bei Seite schiebend, und nun fasste er sie mit starken Armen, schleppte sie durch den ganzen Platz bis zur Mitte und hob sie wie eine Feder in die Luft.

Nun ist sie sein, flüsterte man, nun bekommt er seinen Kuss . . . Ihr glühendes Gesicht lachte, ihre Augen glänzten voll Thränen.

Er drückte sie an sich — und nun sahen noch alle den Kuss . . . Alle sahen deutlich den Kuss . . .

Da . . . ein jähes Entsetzen! Kaum hatte der Prinz Jsabella geküsst, fiel er leblos zu Boden. — Man schrie laut auf; man sprang hinzu. Der Prinz war leichenbleich, seine Lippen waren bläulich, seine Glieder rührten sich nicht.

„Was ist geschehen, was ist geschehen!“ wehklagte die Königin Anitra, kniete nieder, küsste den bewusstlosen Prinzen, sie liess Riechfläschchen, dann den Herrn König, dann die gelahrten Herren Doktoren kommen. Man hob ihn auf, legte ihn auf den Rasen, dann auf die Bahre . . . An Jsabella dachte Niemand. Die Lichter im Garten erloschen, die papierenen Blumen hingen zerknittert herab. Jsabella stand ganz im Dunkeln, ihre Augen waren übergross und blickten ins Leere . . .

Ich kam ganz leise . . . „Bist du eine Hexe?“ frug ich. Sie sah mich an, wurde dann ohnmächtig. Ich getraute mich nicht einmal sie zu berühren . . . So blieb sie liegen, von niemand bemerkt . . . Sie hat wohl selbst früh morgens den Heimweg gefunden.

Der Prinz blieb die ganze Nacht unbeweglich; öffnete bei Sonnenaufgang die Augen, schloss sie dann wieder; sein Körper wurde kälter und kälter.

Im Schlosse wurde es still. Die Menschen huschten wie Schatten; es war wie ausgestorben.

Doktoren kamen und gingen. Alte und junge, aus Okranien und aus fremden Ländern. Sie wussten nicht; sie kamen, schüttelten den Kopf und gingen. Mir aber ward es licht, und ich ging zu Aquilo.

„Was willst du?“ frug er mich rauh.

„Den Prinzen will ich heilen.“

„Narr!“

„Die Doktoren wissen nichts . . .“

„So weisst du noch weniger.“

„Ich nicht — doch fragt meine Mutter.“

„Fort, fort! . . . Willst du noch höhnen? Weisst du denn nicht, dass unser Prinz einer bösen Hexe zum Opfer fiel? Willst du noch eine Hexe rufen? Fort, sag ich! . . .“

Muttern werden sie doch rufen — dacht' ich — Mutter weiss mehr, als die Ärzte und mehr als alle; Mutter kennt Kräuter, die böses Fieber heilen und bösen Zauber und Magenkrampf und Brustweh, Mutter weiss alles . . . Ich ging zur Königin. Sie weinte laut — raufte sich die goldenen Haare und rang die Hände. „Frau Königin“ — sagt ich — „jagt mich nicht fort. Ich bin nicht der Puk, sehet, ich lache nicht. Mein Lachen verlernt' ich.“

„Was willst du Puk?“ — „Meine Mutter zu Euch rufen, damit sie unseren Prinzen heile.“ — Sie trocknete sich die Augen und sah mich an — „Kann denn deine Mutter heilen?“ „Ihr wüsstet

es nicht Königin? freilich kann sie solches wirken!“ — „Und wenn sie es nicht kann . . .?“ — „Dann schenk' ich dir meinen Kopf, Frau Königin.“ — Sie lachte traurig. „Das ist nicht viel, Puk.“ — „Dann nimm mein Herz, Frau Königin — es ist mehr.“

Und abends, des nächsten Tages durft' ich Mutter schon zu Hofe rufen. Als Mütterchen kam, sassen im Schlafgemache des Prinzen der Herr König selbst und die Frau Königin, aber auch viele Ritter, sowie Leia, Sybilla, Lysine, Viola und Euphrosine. Denn der Prinz hatte in Fieberträumen über Stille geklagt, Stimmen zu hören, Menschen zu sehen begehrt, und so liess Frau Königin die Hoffräuleins kommen, die Laute schlugen und so sich überhaupt verhielten, als wäre der Prinz frisch und gesund, als könnte er mit den Fröhlichen sich freuen.

Der Prinz aber sah und hörte nichts von alledem; er starrte mit offenen Augen wie ein Toter.

Mütterchen beugte sich über ihn, legte die gelbe, runzlige Hand auf seine Stirne und verharrte so lange. Dann sagte sie leise:

„Der Prinz ist — vergiftet.“

„Vergiftet?“ flüsterte der König entsetzt. „Wer hat ihn vergiftet?“ — „Hat Isabella ihm dieses Unheil gebracht?“ frug die Königin, „ein Mädchenkuss?“

„Schon lange trank er das Gift," sagte Mütterchen. „Nicht eine Blume war es, von vielen trank er. Es waren Küsse so bös wie Schlangenbisse ... Er ist verloren . . ."

„Du lügst!"

„Er ist verloren . . ." Die bösen, falschen Küsse vergifteten sein blühendes Leben."

„Du musst ihn retten!"

„Ich kann es nicht . . . Nur ein Kuss vermag sein Leben zu wecken!"

„Ein Kuss?"

„Ein einziger Kuss, den wahre Liebe ihm schenkt."

Und welche Jungfrau ist es, die ihn so küssen könnte?"

Sie lachte heiser.

„Suche sie! . . . Viel schöne Damen sehe ich hier im Kreise . . . Ist keine darunter, die ihn liebt? Keine, die ihn liebend umarmte? Wäre es möglich? . . . Seht doch, Frau Königin, wie sie erröten und zittern, liebt keine in heimlicher Stille den schönen Prinzen? Kommt nur, kommt ihr Mädchen! Was Euer Mund zu sagen sich scheut, dies soll er im Kuss verraten . . . Hört ihr? Befiehl ihnen, befiehl doch ihnen Herr König! . . ."

„Kommt" sagte leise der König.

„Kommt nur, der König will es, kommt, küsst ... Verlerntet ihr schon das Küssen? Ist das schöne Kuss- und Blumenfest vergessen? . . . Da sehe ich

Leia; ich sah sie beim Feste, nachts im Lustgarten — ich sah, wie sie unseren Prinzen mit glühenden Augen verfolgte . . . ja, dich, meine ich, Leia, eben dich . . . Dies blasse Hoffräulein meine ich, mit den schönen, glänzenden Locken . . .“ — Sie fasste den Arm des Mädchens — „Komm Leia, du küsse zuerst.“

— „Was thust du“ — stammelte Leia erschrocken und zitternd. Sie wehrte sich, allein die Königin sagte: „Komm Leia!“

Und Leia trat langsam vor, unsicher und furchtsam. Im roten Gewande strich sie wie eine zuckende Flamme durchs Zimmer. Ihr weisser Hals war entblösst, mit nackten, glänzenden Armen umfing sie den Kopf des Prinzen und küsste seinen blassen Mund.

Der Prinz lag bleich und regungslos da; er fühlte kaum den Kuss.

„Du bist es nicht“ sagte traurig der König und winkte ihr ab; sie aber wankte und ging.

„Sybilla!“ rief die Königin.

Sie war wie eine üppige Rose, ihre Haare wie fliessendes Kupfer. Sie küsste den Prinzen; dieser aber stöhnte und wurde noch bleicher.

„Du thust ihm weh“ sagte der König; sie aber erglühte und ging.

„Euphrosine!“ befahl Anitra.

Klein und zierlich kam sie, geängstigt wie ein

kleiner Vogel. Sie errötete, hob sich auf die Fussspitzen und, die Hände am Rücken haltend, berührte sie vorsichtig die Lippen des Prinzen . . .

Der Prinz schloss die Augen und wandte sich ab.

„Auch du bist es nicht“ sagte kopfschüttelnd der König; sie aber ging weinend ab.

„Komm du, Viola“ sagte Frau Königin.

Sie liebte den Prinzen am längsten. Ihr gab er alles, was sie begehrte. Oft kniete er vor ihr wie vor einer Göttin und küsste ihre Füsse. Er durchwachte mit ihr viele silberne Sommernächte . .

„Komm Viola“ sagte die Königin.

Und sie kam, wie ein schweres Leid tragend, gehüllt in Trauergewand. Ein edles Antlitz hatte sie, einen stolzen Blick, ihre Augen waren schwarz und glänzend. Sie fiel nieder vor dem Bette, umarmte inbrünstig den Prinzen, dann saugte sie sich an seinen Lippen fest, als schwelge sie mit ihm in einer Liebesnacht.

Der Prinz stiess einen durchdringenden Schrei aus, wand sich in Schmerzen, und seine Augen liefen mit Blut über.

„Lass ab!“ rief ihr der König entsetzt zu. Sie fiel erschöpft nieder, und man trug sie weg.

„Nun du, Lysine“ sagte Anitra mit gebrochener Stimme. Lysine war sechzehn Jahre alt; ein blondes zartes Kind. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich komme nicht . . . verzeiht, Frau Königin.“

„Warum nicht. Lysine?“

„Ich will dem armen Prinzen nicht weh thun. Denn siehe, Königin, ich thörichtes Mädchen kenne die Liebe noch nicht . . .“

Sie stockte.

Inzwischen wurde es finster im Saale. Es flackerte nur das rötliche Feuer am Kamin. Die Bilder an den Wänden waren schwarz — nur rosiglicht die Mädchen und das Bett des Prinzen. Die Fenster aber standen offen, und vom nahen Walde, wo meine alte Mutter wohnte, duftete es nach Honig . . . Eintönig hörte man das Quaken der Frösche.

Es war mir, als stünde ich an unserm kleinen Fenster im Walde und wäre noch ein Kind, und fühlte neben mir mein Schwesterchen Litta — „Wie geht es meinem Prinzen? . . .“ Wenn sie hier wäre — dachte ich — wenn sie ihren Prinzen sehen, wenn sie ihn küssen könnte!

Und erregt flüsterte ich der Mutter zu: „Litta“.

Sie aber lachte bitter: „Ja, jetzt . . . jetzt mögen sie Litta rufen! . .“

Das eine Wort lief aber weiter . . . Alle flüsterten: „Litta“ . . . Eine alte Erinnerung stieg auf . . . ein Vorwurf, eine Sünde . . .

Da erhob sich der König — „Man rufe sie!“ sagte er zum Pagen. Ich fasste die Mutter an der

Hand: „Kommt sie, Mütterchen? Kommt Litta?“ — „Wenn sie nur lebt“ sagte sie rauh.

Da kam ein weisser Schein durchs Fenster — der Mond ging auf. Ein leiser Wind bewegte die Baumkronen . . . Ein Rauschen ging durch den Saal; ich hörte ein Geflüster, man umringte die Thüre . . . Der Page kam — allein. Es wurde mir kalt — ich sah die Mutter an . . .

„Mutter“ begann ich heiser, konnte aber nicht weiter. Dann frug ich zitternd den Pagen: „Sag’, ich bin ihr Bruder, sag’ . . .“

Der Knabe sah mich mitleidig an. Ich wusste nun alles — es war zu spät.

Da bewegte sich plötzlich der Prinz in grosser Unruhe. Er setzte sich im Bette, öffnete die Augen. Er blickte erwartungsvoll zur Thüre hin . . . Und siehe, diese öffnete sich langsam . . .

In kurzem, weissen Kleide kam meine kleine Schwester Litta . . .

Sie ging leise wie im Traum. Ich stürzte vor, ich wollte ihre Hand fassen — konnte nicht; wie eine weisse Wolke floss sie dahin. Ich hörte keine Schritte, aber ich sah ihre lieben Augen, ihr blasses Gesicht . . . Der Prinz sah sie starr an — unverwandt . . .

Sie aber war immer weisser vom Mondlicht, kam immer näher zum Bette. — Der Prinz schrie auf — erhob die Arme: „Litta, Litta!“ . . .

Jetzt lächelte sie, so mild, so kindlich wie einst. Sie lächelte, kam leise zum Prinzen, küsste ihn auf die Lippen . . . Dann verblasste sie und zerfloss . . .

„Er ist geheilt!“ rief meine Mutter.

Der Prinz war — tot.

Das Leben ein Traum

(Aus einem Tagebuche)

12. Juni.

Wo habe ich das gehört? Empfunden habe ich es oft, und so zum Beispiel jetzt, vor einer Sekunde. Da liege ich im Grase, und weil die Fliegen summen, der Wind im Kornfelde rauscht, und weil ich die Erde so stark wie den Atem eines Menschen fühle, so wache ich auf. Ich kann es nicht anders sagen, ich wache auf. Es ist auch darum, weil ich so ganz allein bin; nur darum habe ich das Bewusstsein, dass ich wirklich an einen Ort namens Sonnfeld verschlagen worden bin, dass ich nicht träume, dass ich da unten kein gemaltes Panorama kein konventionelles Stadtbild mit einem „malerischen“ Gebirgshintergrunde, mit einem weissen Kirchturme, mit kleinwinzigen Häusern und rauchenden Schornsteinen, sondern eine wirkliche Stadt sehe. Ich sage es mir einigemale vor, und dann glaube ich es. Das wäre also überwunden. Das Leben ist jetzt für mich auf kurze Zeit kein Traum. Wo habe ich das gehört? — „Leben — Traum“? Da hat mich eine Gelse auf die Nase gestochen . . .

Freilich fehlt noch immer die innere Verbindung . . . der Zusammenhang zwischen mir und jenem Stadtbilde. Was suche ich in Sonnfeld? Es giebt dafür Antworten. Ich bin hier, weil ich gerade da Brod und Unterkunft bekommen habe, und dass ich es hier und nicht wo anders finden würde, erfuhr ich von einem Freunde, einem sehr guten Freunde . . . Aber das befriedigt noch immer nicht.

Wer weiss, wann ich zu träumen begonnen? Und wie finde ich mich plötzlich in der Wirklichkeit zurecht? Was habe ich, was hat meine verstorbene Mutter, mein Buch über die Odyssee oder mein Gedicht an „Sie“ mit diesem weissen Kirchturme dort unten zu thun? Aber das muss man schon sagen — ich bin etwas, ich bedeute etwas. Hol mich der Teufel — es giebt nicht viele solche bedeutende Prachtkerle wie ich. Da liegt man ganz sicher und nonchalant im Grase, lässt sich von Gelsen auf die Nase stechen, von der Sonne auf den Buckel brennen und fürchtet sich gar nicht vor dem Gedanken, dass man zu Mittag speisen und selbstverständlich das Mittagessen auch bezahlen muss. Und nachmittags hat man dann wie jeder anständige Mensch seine gewohnte Beschäftigung. Gerade so wie der dicke Herr mit den vielen Anhängseln am Bauche, den ich heute am Marktplatz gesehen und — ich sage es nebenbei — auch gesprochen habe. Und . . . — diese Gelsen

saugen an mir mit Wollust . . . — und abends legt man sich dann in ein schönes, weiches ungeheuer weiches Bett, nachdem man vorher wieder eine Kleinigkeit gegessen, und schläft acht bis neun Stunden, gerade so wie andere anständige Menschen, wie etwa Frau Stiegele, die Sternwirtin in Assmanshausen am Rhein, welche das Fenster in der Nacht offen hatte und so laut schnarchte, dass ich unten in der Scheune aus Neid kein Auge zudrücken konnte.

Es thut mir nur wahrhaftig leid, dass Frau Stiegele nicht sehen kann, wie prächtig es mir jetzt ergeht. Wenn sie sehen könnte, mit welchem Appetit die Gelsen an mir saugen, als wäre mein Blut der beste Assmanshauser um drei eine halbe Mark die Literflasche. Ja . . . früher war mein Blut nicht so schmackhaft, es enthielt nicht so viel soliden, dicken Nahrungsstoff, und die Gelsen wollten durchaus nicht zugreifen. Hatten auch recht. Man hat ja wie ein Strolch, wie ein Wegelagerer gelebt . . . Man hätte Schulden machen und dafür Roastbeef essen, Champagner saufen sollen. So wie man es aber getrieben, hatte man wahrhaftig nicht das Recht, von anständigen Menschen Respekt zu verlangen. Man musste auch psychisch herunterkommen, ja bedeutend. Anstatt sich mit Höherem zu beschäftigen, musste man wie ein gemeiner Philister den ganzen Tag darüber nachgrübeln,

wie man die Bedürfnisse seines äusseren Menschen am besten und billigsten befriedigt. So kalkulierte man in der Nacht: morgen isst du deinen Frühstückskäse um zwölfe, so brauchst du kein Mittagessen. Oder: dein Taschentuch ersetzt dir den Schirm, und das braune Parapluie von Tante Adele kannst du um dreissig bis vierzig Pfennige verkaufen . . . Ein entwürdigendes, erbärmliches Dasein! . . .

Und nun jetzt! Ich werde an meinen ersten Tag in Sonnfeld nicht vergessen. Ich kam vor einigen Tagen, gerade am Pfingstsonntag an und konnte gleich alles auf einmal geniessen und sehen. Denn hier ist man gut katholisch; und so ein Feiertag lacht aus tausend Sonnenstrahlen und freut sich über die gefüllte Kirche, die schwarzröckigen Bürger und die frommen Bürgerstöchter mit den roten, sorglosen Backen. Wie scheu drückte ich mich an die Mauer, wie verbarg ich mein Reisebündel, meine bestaubten Schuhe, ja selbst mein blasses Gesicht, aus dem jeder lesen musste, dass ich seit vierundzwanzig Stunden nichts gegessen!

Und nach der Kirche sah ich alle Menschen an mir vorbei ziehen. Die Fräuleins aus guten Häusern haben in sich die Vornehmheit prächtiger Gartenrosen, welche in der Sonne so stark atmen, dass man den Kopf verliert. Und sie dünkten mir

alle ein Geheimniss, wie sie lächelten und gingen. Wie viele unter ihnen waren wohl Töchter angesehener Väter! Und darum waren sie so stolz, unnahbar, und trugen so hoch ihre Köpfchen. Es waren ihrer viele, aber es war ein leise rauschender Zug, etwa wie eine Schwalbenkette oder eine Prozession. Und es gab bunte Sträusschen aus blauen, rosa und weissen Kleidern. Häufig kam eine grosse Familie; vorne licht zwei helle Fräuleins mit lichten Blumenhüten, gerade, die Augen gesenkt, oder froh mit ihnen lächelnd — und hinten die Eltern, schwarz, gravitätisch. Hie und da hörte ich ein halbes Wort, sah einen halben Blick, aber im ganzen floss es langsam dahin, wie ein Zug von Schwänen, ruhig und heiter. Wenn sich zwei Familien begegneten, so konnte man den Gruss der Frauen kaum wahrnehmen, so unmerklich bewegten sie den Kopf und fast mehr nach rückwärts als nach vorne; auch sahen sie einander kaum an, als wenn sie sich still verabredet hätten, einander nicht zu sehen. Aber wenn sie stehen blieben und sich die Hände reichten, wenn sich Jünglinge zu Mädchen fanden und auch das Alter zum Alter, so hörte ich plötzlich ein Rauschen wie das Auffliegen einer Vogelschar, Stimmen und lachende Zurufe, so dass mir das Herz aus Neid schmerzte, weil sich diese Auserwählten nur untereinander kannten und nur miteinander so munter waren.

Das war der erste Tag; beinah quälend, wie wenn ich hinter einem Eisengitter stände und bewegte, wechselnde Bilder schaute. Ich musste mich halten und alle meine gesunden Sinne zusammenrufen, damit ich nicht wie ein närrischer Bauer aus Ehrfurcht vor diesen vornehmen Bürgern platzte, dass ich mir nicht einredete, so ein blaues Mädchenkleid sei schöner als der blaue Himmel, so ein Schwarzrock vornehmer als ein Fürst, und so ein leichter Gruss wichtiger, als mein Buch über die Odyssee oder die Odyssee selbst. Doch schon am selben Abend war ich mitten unter ihnen. Es war ein Rausch, und ich wache erst jetzt auf. Ich wache auf, um hier im Grase auf dem Bauche den lieben Bürgern von Sonnfeld zu danken, dass sie mir Brod und Unterkunft schenkten. Ich bin zum erstenmale im Leben satt, und meine Sattheit ist auf Jahre hinaus — kontraktlich und mündlich gesichert; sie steht felsenfest da.

Es kann noch unendlich viel daraus werden, dass ich satt bin, dass sich eine ehrenwerte Stadt, eine menschliche Gesellschaft gefunden, die mich unter ihre Fittiche genommen. Ich beginne anders zu denken und zu fühlen, ich werde vielleicht anders sprechen und schreiben.

Ich kenne sie noch nicht diese Sonnenfeldsche Bürgerschaft, die mir zu essen gegeben, aber ich liebe sie schon im Rausche der Dankbarkeit und

ich werde ihr immer danken, ich werde ihr dienen, werde sie verherrlichen. Ich werde für sie die schönsten Gedichte machen, die mir einfallen und verpflichte mich, ebenfalls aus grosser Dankbarkeit, die schlechten Gedichte, die mir einfallen, nicht zu schreiben. Und wenn ich wachsen, wenn ich gross werden sollte — — so will ich nur aus purer Dankbarkeit für diese Stadt, die mir zu essen gegeben, so gross werden. Meine Grösse soll nur dazu dienen, dass sie mir ein Denkmal bauen und damit ihren Marktplatz verzieren . . .

14. Juni.

Er vergisst mich auf keine Sekunde. Wie viel hat er zu thun und zu denken, mit Menschen zu reden, mit seinem Hunde Nero zu scherzen, in der Bank zu befehlen und im Rathause zu präsidieren, und — Gott lohn' es ihm! — er vergisst mich nie. Es ist ein Wunder, und ich passe ordentlich auf, ob er, wenn wir ein Café oder ein gastliches Haus verlassen, doch einmal vergisst, sich nach mir umzusehen und mich zu rufen — aber er vergisst es nicht! Gestern waren wir Alle in seinem Hause geladen, und da er beim Abendessen zwischen zwei schönen Frauen sass, mit denen er in seiner Art plauderte und scherzte, so wurde ich schon ängstlich und dachte, dass er mich nun doch vergessen würde und ich meinen neuen Weg selbst werde

finden müssen. Aber da geschah es, dass er sich nach der Chokoladencrême plötzlich erhob und mich in freundlichem Tone einlud, der Gesellschaft mein Gedicht von der roten Tulpe vorzutragen. Und ich las von der roten Tulpe, und die vielen geöffneten Mädchenlippen lachten mir zu wie ebensoviele rote Tulpen, und ich las das kleine Gedicht von zwölf Zeilen eigentlich nur zu ihrer Verherrlichung und glaubte, dass alle mit mir berauscht sind und alle ebenso fühlen wie ich. Nie hätte ich gedacht, dass sie mich gleich in ihre Mitte aufnehmen, dass sie mit mir gleich wie mit ihresgleichen sprechen und lachen würden.

Und ich sass neben Eva, der Tochter des Herrn Bürgermeisters. Ich glaube, es muss das grösste Glück der Welt sein, sie küssen zu dürfen. Sie muss sich mit ihrem voll erblühten Körper wie eine Königin fühlen. Und ich danke ihr innerlich für jedes Wort, das sie mir schenkt, und antworte ihr wie ein Knabe, der zuerst eine Silbe ängstlich stottert, dann in den Augen des Vaters liest und zaudert, bis er das Ende des Wortes ausspricht. Zuletzt ward es mir aber frei und leicht im Herzen. Nur eines quälenden Gedankens konnte ich mich nicht erwehren. Fräulein Eva und auch alle die Übrigen leben seit jeher im Frieden und Wohlstand — du erst seit einigen Tagen. Das müssen sie dir aber ansehen, Brüder-

chen . . . Wenn du sprichst, wenn du lachst, wenn du den Wein an die Lippen bringst und wenn du ihnen die Hände drückst. Was habe ich nicht Alles gesehen! Wie viel Genuss und Pracht, Licht, geputzte Frauen, Brillanten, Gold und Leckerbissen, Südblumen und grosse, brodelnde Städte, Boulevards und Meere. Aber nur — gesehen! War jemand von Euch, meine Herrschaften, in London, in New-York, in Paris — in diesen grossen Zentren des Lebens und Genusses, der Arbeit und des Lasters? Nein? Seht, wie viel könnte ich euch erzählen; ich habe dort überall — gehungert. Ich habe hungernd so viel Herrlichkeiten von weitem gesehen und auch geistig miterlebt . . . ja, leset nur meine Gedichte! Und ich komme zu euch, die ihr in einer ganz kleinen Stadt, mit einem weissen Kirchturme namens Sonnfeld lebt, und dieses ganze Sonnfeld könnte man dreifach, ja vierfach in einem einzigen Stadtteil von Paris oder Berlin unterbringen. Aber ich erlebe bei euch doch etwas, was ich bisher nicht erlebte — ich habe keinen Hunger. Ihr machtet mich zu einem Menschen in geordneten Verhältnissen. Eure Rede ohne Bangen, behaglich wie ein ruhiger Strom, Euer breites, kummerloses Lachen, die vollen Wangen eurer Frauen — sie kennen keine Angst vor dem Morgen. Und ihr macht mich zu einem wie ihr? Nein, nein, das wäre doch zum . . . Da

müsste ich ja ein ganz durch und durch Anderer geworden sein. Brauche ich da nicht noch einmal geboren zu werden? Ich muss an lauter weiche, schwellende Polster denken, wenn ich unter euch sitze. Ich sitze weich, sehe und höre nur Mildes und Sanftes, und nachts schlafe ich auf Federkissen.

Ein alter Mann, der Medizinalrat Hansen ist neulich an Darmkatarrh gestorben. Ja, ihr kennt auch Trauriges, ihr empfangt hie und da denselben Herrn Tod als Gast, wie ich ihn fahl, grauenhaft und stinkend in so vielen Spitälern gesehen. Da war Einer, an den ich wie an mein eigenes Zerrbild zurückdenke. Er starb drei Betten weit von mir an Hungertyphus. Schwester Marie sass am Fussende seines Bettes, eine blasse, wie ein Hauch aussehende Jungfrau, welche fortwährend errötete, weil der kranke Student sie in seinen Fieberdelirien Mutter nannte. Es musste ihr gar seltsam klingen, dieses Wort, das ihr zeitlebens ein Buch mit sieben Siegeln gewesen und das sie nun von einem sterbenden Jünglinge hörte. Und seine wahre Mutter war sicher nicht mehr. Diese Mutter, die ihm im Winter warme Shawls umband, dass er nicht hustete, und bis Mitternacht nähte, dass er nächsten Tags seine Lieblingsspeise bekäme . . .

Nein, nein, Medizinalrat Hansen war anders gestorben; und darum sahen alle ebenso ruhig und

friedlich aus, wie vorher, obwohl jemand sagte: „Medizinalrat Hansen ist gestorben“ ... Und Fräulein Eva ass einen rosigen Lachs mit der Gabel und tauchte das zarte Fleisch in eine gelbe dicke Sauce, ehe sie es zum Munde führte. Es war sicher, dass sie so unschuldig war, dass sie der nächstbeste Laffe verführen konnte.

Ich habe von einem süssen Weissweine zu viel getrunken. Und nach dem Tische erzählte mir Advokat Brachmann von einem Häuserkauf, den er . . . Wie war das? Jemand wollte zwei Häuser verkaufen, ein altes und ein neues . . . Nein, es war der Advokat selbst, der die Häuser veräussern wollte. Und einer hat ihm 50 000 . . . ich weiss nicht wie viel . . . angeboten . . . angeboten . . . Ich habe kein Wort von der ganzen Sache verstanden, aber ich lächelte neugierig, später erstaunt und beifällig, wiederholte einige Worte des Advokaten oder beendete stylistisch einen von ihm begonnenen Satz . . . Ich verstellte mich so, dass wir uns äusserlich gut miteinander unterhielten. Später kamen auch andere hinzu; wir besprachen eine wichtige Gemeindeangelegenheit, von der ich wieder nichts begriff. Ich erklärte mich mit dem meisten einverstanden, warf hie und da gegen einige ganz mikroskopisch nichtige durchaus formelle Einzelheiten manches ein — und ich glaube, ich spielte meine Rolle nicht übel. Es sah

aus, als wüsste ich über die besprochenen Sachen ebensogut Bescheid, wie die schwarzröckigen Herren.

Dann musste ich glücklicherweise zu den Damen . . . Mein Gott, ich weiss ja sehr gut, was man so Philister nennt und was man gegen meine geliebten Freunde in schwarzem Rocke, ihre wohlgenährten Gattinnen und Töchter, ihre Gemeindeangelegenheiten, Häuserverkäufe und gegen diese unsichtbaren, weichen Polster vom Standpunkte eines hungrigen Genies alles einwenden könnte . . . Ich war ja selbst ein hungriges Genie. Ich war es und nun sehe ich anders . . .

Giebt es etwas Vollkommeneres, als den Genuss, den ich bei deinem Anblick fühle, du üppig erblühte Eva, du Wunder aller Wunder, du Lebensgeheimnis mit dem grau blitzenden, ahnungslosen Blicke, deinen lockenden roten Tulpen . . .! Warum ich dich immerfort ansehe? Ja, fühlst du nicht, Mädchen, es ist, weil in dir und in dem Treibhause, in dem du atmest — mein Gedicht lebt.

— — Nein, nein, es ist nicht, weil ihr mir zu essen gegeben, nicht weil ich eures süssen Weines zu viel gekostet . . .!

15. September.

Der Herbst stand nicht im Programm, ihr Bürger von Sonnfeld! Verzeiht, dass mich die gelben Blätter erschreckten. Ich schaute mich

gestern im Spiegel; ich sehe nicht ärger aus; ich lebe jetzt wie ihr und habe keine Zeit nachzudenken, und dennoch . . . Der Morgen kam gestern so traurig; ich glaube, es fielen in meiner Seele gelbe Blätter herab. So war der Morgen, grau und trübe; doch der Tag endete mit einem feuerroten Sonnenniedergang, wie mit einer jauchzenden Fanfare aus tausend Trompeten.

Wenn die Sonne blutig untergeht, so ist es wie ein Bacchanal am Himmel; so endete auch für mich der Tag. Ich erlebte gestern den grössten Rausch seit ich in irdischem Wohlleben träume. — Hand ans Herz ihr Bürger von Sonnfeld, ihr wusstet nicht, welches grosse Fest bei euch gefeiert wurde, als die Dämmerung einbrach, ihr die Läden eurer Fenster und die Schätze eurer Schränke verschlosset. Nein, Bürger, das wusstet ihr nicht; sonst hättet ihr eure Fenster mit glänzenden Lichtern, die Giebeln eurer Häuser mit flatternden Fahnen geschmückt und von eurem weissen Kirchturm die Glocken hell ertönen lassen. — —

Sie sagte:

„Denke nicht, Geliebter, dass ich dich verachtete, weil du arm und hungrig zu uns kamst . . .“

Ich schämte mich zu Tode.

„Ach, siehe, du wusstest, dass ich früher arm und hungrig war?“

Ich schämte mich zu Tode, obgleich ich mir

es gleich anfangs gedacht hatte, dass sie es alle wissen, dass mich meine Augen, Geberden, die Klänge meiner Sprache verraten mussten. Die Röte am Himmel senkte sich auch über mich; ich schämte mich, aber es war auch wie Befreiung vom Schmerze . . . Wenn sie mich liebte, so musste sie alles wissen.

Und dass sie für mich da war, fühlte ich doch schon längst, vielleicht noch ehe ich den weissen Kirchturm von Sonnfeld gesehen, als ich erst dahin wanderte, wo sie mir Unterkunft versprochen. Sie war die Verkörperung des neuen Lebens, welches mich zu sich rief, meine rote Tulpe, die sich mir wie ein Traum lockend und verheissend des Nachts erschloss, wenn ich verhungert, vom Leben und von den Menschen gedemütigt würde und frierend einschlief; dass ich sie so lange nicht bekam, war das Elend meines traurigen, jämmerlichen Lebens gewesen. Ach wie hasse ich sie, diese verlorenen Jahre, in denen ich das Leben in mir dichtete, ohne davon trinken zu können, wie hasse ich meinen Hunger, meine Demütigungen, meine Qualen und Zweifel, meine betrogenen Hoffnungen und Träume . . . Eva, ich muss es dir beichten — ich hasste auch dich. Du kennst ja das Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ von dem Fischer, der . . . Ach, du kennst es . . . wie ein böser Geist, ein Rebelle, von Allah in eine Büchse eingeschlossen und

in das tiefe Meer versenkt wurde . . . und der Geist sich gelobte: wenn mich jemand befreit, so gebe ich ihm die schönsten meiner Schätze. Aber es fand sich durch volle hundert Jahre kein Fischer, der ihn befreite . . So that er denn verbittert einen neuen grimmigen Schwur: den Unseligen, der mich jetzt rettet, werde ich — töten . . . Du kennst es . . . Und nun weisst du auch Eva, weshalb ich dich zuletzt hasste.

So sprach ich zu ihr, und die Sonne rötete die Wipfel der Kiefern . . . Die Kiefern und Tannen rauschten, und der Honig ihres Blutes duftete in der Abendluft und betäubte mich wie der süsse Wein der Sonnfelder Bürger.

Ich lag zu den Füssen des Mädchens, und sie küsste mich und sagte unter glühenden Thränen:

„Ich liebe dich . . . siehe . . auch die Mädchen warten, wie jener Geist, von dem du erzähltest . . . Doch sind die ersten Jahre des Wartens für mich kaum gewesen. Noch will ich dir, mein Fischer, die schönsten meiner Schätze geben . . Und sehne mich darnach, dass du mich in Liebe befreist . . Und sehne mich darnach, dass du mich zum Lichte führst . . . . Sag, willst du, Geliebter?

Schön und reich gab sie mir das Schönste, das sie hatte. Ich dürstete ja mein Leben lang darnach . . . Ach, wie war es denn, wie war es?

Es war, wie die Schätze im Traum . . . Man wacht auf; wo sind die Schätze? . .

Und — die Tochter des Herrn Bürgermeisters zog einen Ring, den sie bisher an ihrem kleinen Finger trug. Mit Brillanten . . . Die Bürgerstöchter von Sonnfeld tragen überall Brillanten, an den Ohrläppchen, an den weissen dicken Hälsen und an jedem Finger — —

„Ach nun laufe ich gleich zur Mutter . . .“

20. September.

Ich gehe allein. Niemand am weiten Platze. Nur wir zwei, ich und — der Herr General aus Bronze, auf dem hohen Sockel, der vor einigen Jahrhunderten Sonnfeld von der Türkengefahr befreite.

Erklärt mir, Herr General . . ., wir sind doch allein, wir sprechen kein Wort, es fällt uns nicht ein zu flüstern, verstohlen zu kichern, oder uns irgendwie anders auffällig zu verhalten. Schon aus Ehrfurcht für die Majestät der Nacht. Ganz richtig, Herr General, aus Ehrfurcht für die Nacht . . Ja, dann erklärt mir aber . . . wer so seltsam hinter mir zischt, flüstert oder mit seinen Gewändern rauscht . . . Die Steine —? Nicht unmöglich — vielleicht sind es die Steine, die so hinter mir knistern, als gäben sie kleine Funken . . . Es ist wie Grillenzirpen — parbleu, ich höre es nach jedem Schritte, den ich mache.

Und nun bleibe ich stehen und höre es trotzdem . . Was es auch ist — es macht Eindruck . . . . Und man darf nicht allzu gespannt horchen . . Warum? Ja, seht, General, dieses Geräusch in der Nacht, diese Sprache des Schweigens — macht mich plötzlich — wach . . . Wir Menschen — das wisst ihr ja aus eurer ruhmreichen Vergangenheit — dürfen unter keinen Umständen aufwachen . . Denn sonst kommt gleich dieses böse Gefühl der sogenannten Wirklichkeit, wie ich es gerade jetzt empfinde . . Es ist ein infames, verfluchtes Gefühl . . . So kalt, wie der erste Morgenhauch, wie die Bronze, aus der ihr gemacht seid, wie mit Verlaub, der Tod, Herr General . . .

Hol der Teufel die sogenannte Wirklichkeit; das hat mich jetzt überrascht wie eine Krankheit, und ich fühle, es wird immer drohender und schlechter. Wo habe ich dieses Gefühl des Erwachens schon einmal erlebt? . . Es war . . . im Sommer, mehrere Tage nach meinem Einzug in Sonnfeld. Sonnfeld? . . Was ist das, was bedeutet das für mich? Was gehe ich da in einer fremden Stadt herum? . Also im Sommer habe ich das Gefühl gehabt. Denn schon so lange bin ich — Gott steh mir bei, ich weiss eigentlich nicht warum? — hier in dieser kleinen Stadt. Ich lag damals auf dem Bauch im Grase, die Sonne brannte mir auf

den Buckel und Gelsen stachen mich auf die Nase . . So bin ich aufgewacht . . .

Und als ich aufgewacht war, befand ich mich auf einem hohen Hügel, und unter mir lag eine Stadt, Sonnfeld. Eine Stadt, in die ich mich sofort wie ein Esel verliebte, eine Stadt mit Bergen im Hintergrund, mit einem weissen Kirchturme, mit kleinwinzigen Häusern und rauchenden Schornsteinen . . . Und dann begann ich zu träumen, und die kleine verführerische Stadt zog mich im Traum zu sich . . . Ich stieg hinunter, die Stadt wurde immer farbiger und lauter, und es duftete ringsum nach aufgesprungenen Fliederknospen, als wäre es Pfingstsonntag, und es läuteten grosse Glocken, so hell, dass der Klang alle Strassen überfüllte, und die Thore der Kirche waren offen, und aus der Kirche kamen vornehme, dicke Bürger in schwarzen Röcken, die mich gleich wie einen Freund begrüssten und mir froh die Hände schüttelten, als hätten sie auf mich Jahre lang gewartet. Sie sahen, dass ich hungrig und durstig war, aber sie sagten nichts, um mich beileibe nicht zu kränken, sondern gaben mir gleich Speise und Trank. Und ich musste ihnen schwören, bei Gott und bei der Dichtergabe, die mir Gott geschenkt, dass ich bei ihnen auf ewig bleiben würde, wofür sie mir jeden Tag zu essen und zu trinken geben wollten. Und um diesen Schwur von mir sanft zu erzwingen,

setzten sie mich auf wunderbar weiche Kissen und betäubten meine Sinne mit süssem Weine, so dass ich nicht den Willen und nicht die Kraft fand, ihnen zu widerstehen. Und so habe ich mich gebunden ... Habe ich es wirklich gethan? Ach wenn ich euch sehen könnte, jetzt, in diesem Augenblick ..., dass ihr es mir grausam bezeuget, dass ich unfrei, dass ich euch endgiltig verfallen bin! ... Heda! Schlaft ihr denn alle, wollt ihr euch aus euren Betten nicht erheben, aus euren weichen Federkissen, Bürger von Sonnfeld, und mir in meinem Elend zu Hilfe kommen, mir erklären, wie ich zu euch und zu dieser unbekannten Stadt komme!

Der Mond steigt auf. Er wird euch in eure schlafenden Augen stechen und euch wecken. Es wird so licht ... Der General steht wie ein wirklicher Mensch da; es ist alles wirklich, alles wahr ... Und was trage ich denn am Finger?

Ein Ring — Buchstaben eingeritzt ... Eva ...

Wer bist du? Ich kenne dich nicht. Nein, nein, täusche mich nicht; du bist nicht ... Falscher, Durst hat dich aus Nebelträumen erzeugt ... Als ich damals zum ersten Male sah, gingst du in einer ganzen Schar vornehmer Fräulein, und ihr gefielet mir alle, in alle habe ich mich damals wie ein Bauer verliebt. In eure Vornehmheit schöner Gartenrosen, in euren Anstand und eure

Kleider . . Ihr dünktet mir alle ein Geheimnis, wie ihr lächeltet und ginget. Ihr habt mich und mein Herz bezaubert, wie der Anblick einer wundervoll ziehenden Schwalbenkette, eines leise und ruhig dahin schwimmenden Zuges von weissen, prächtigen Schwänen. Da ergriff mich der Durst, den die Schönheit erweckt . . . Vielleicht habe ich da wirklich dich erwählt, du Unbekannte, vielleicht wirklich dich Eva, als eine von den vielen . . .

Nein, glaube mir, ich beschwöre dich, du bist mir fremd, ich kenne dich nicht . . . Ich kenne dich ebenso wenig wie diese kleinen Häuser, die jetzt im Mondlicht glänzen, wie diese kleine, schlafende Stadt . . . Und dieser Ring sollte binden können? Auf . . . immer, ewig? Mich, den wilden Vogel binden, an etwas, das weder mein Herz kennt, noch meine Seele? . . .

Freiheit, will ich, Freiheit! . . . Halloh, ihr Bürger schlaft ihr?

Die dunkle Dame

Er ging langsam hinauf. Die Stiege war hell beleuchtet, und oben standen zwei Diener in rotweisser Livrée. Im Vorzimmer hingen Oberkleider, Shawls, Schirme und Damenhüte; ein Knabe mit lichtblonden Haaren und verschlafenen Augen nahm ihm Überzieher und Stock ab. An der Schwelle blieb er einen Augenblick wie zaudernd stehen; vom Salon hörte er Summen und lachendes Geflüster.

Als er hereintrat, war trotzdem niemand im Zimmer, und er atmete erleichtert auf; sie waren alle im Nebensalon. Er stellte sich vor einen grossen venezianischen Spiegel und ordnete sich Haare, Schnurrbart und Kravatte . . .

Dass er doch früher jene dunkle Gestalt in der Ecke, zwischen Kamin und Fenster, nicht bemerkte!

Er wandte sich rasch ab, um die Dame . . . ja, es war sicherlich eine ihm bekannte Dame . . . zu begrüssen. In diesem Augenblick stand die Dame auf und entfernte sich rasch durch die Mittelthür, ohne ihn weiter zu beachten. Sie war

beleidigt, dass er sie nicht gleich beim Eintritt begrüsste; das musste jetzt gut gemacht werden, und zwar so rasch als möglich. Es war sicherlich Hermine, die Schwester des Hausherrn.

Hastig nahm er seinen Claque und ging in den Nebensalon. Gleich bei der Thüre vertrat ihm sein Freund Edgar, der ein weissgekleidetes Mädchen am Arme führte, den Weg.

„Hast du denn keine Augen?“ fuhr er diesen an und mass ihn mit einem ärgerlichen Blick.

Edgar lächelte nur und ging weiter; seine Begleiterin sah ihn aber ängstlich an, und nun glaubte er, sie sei jene Dame, die er vorhin absichtslos beleidigte . . .

„Teufel!“ murmelte er und wurde feuerrot. Dann aber besann er sich; die Dame kam ihm früher dunkelgekleidet vor.

Nun begann man zu spielen. „Nur Klavier!“ dachte er spöttisch, und als wieder ein Paar an ihm vorüberging, fragte er laut lachend: „Die Geigen und Trommeln haben wohl abgesagt?“

Da trat ein kleiner Herr mit Monocle in die Mitte und kommandierte: „Chaîne anglaise“ . . . Der Platz vor ihm wurde jetzt frei, denn zu beiden Seiten formierten sich die Kolonnen. Es wurde ihm unangenehm, dass er jetzt allein und unbeschäftigt in der Mitte stehe. „Haben Sie keine Tänzerin?“ fragte ihn der kleine Herr. „Gleich“

antwortete er und verbeugte sich, „wollen Sie einen Augenblick warten; ich werde meine Tänzerin aufsuchen.“ Und er begann, verlegen im Saal zu gehen und zu suchen. Da bemerkte er die Hausfrau, die er bisher noch gar nicht gesprochen; das musste er jetzt vor allem thun, denn das war das Wichtigste. Er ging zu ihr und machte eine tiefe Verbeugung.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau“ sagte er zitternd, „ich habe etwas sehr Unangenehmes auf dem Gewissen . . . Ich habe vor fünf Minuten Fräulein Hermine allein im ersten Zimmer getroffen und . . .“

„Wen meinen Sie?“ fragte die Hausfrau mit ernstem Gesichte, und die Nebenstehenden begannen zu horchen.

„Ach niemand, niemand“ lächelte er „ich dachte nur, es sei Fräulein Hermine, die Schwester Ihres Mannes gewesen . . . Es ist sicher, dass ich sie gleich gegrüsst hätte, wenn . . .“

Die Leute schwiegen einen Augenblick verlegen; die Hausfrau aber schüttelte den Kopf und begann dann gleich mit der Generalin Morgen zu sprechen; er hörte, wie ihm jemand zuflüsterte: „Aber Adam . . . Hermine ist vorigen Winter gestorben.“

Das sagte Edgar, der mit seiner Tänzerin daneben stand. Adam schlug sich mit der Hand auf die Stirn und sagte traurig: „Jetzt weiss ich

wirklich nicht, was ich in dem Hause machen soll."

Die Musik ertönt wieder; sie wollten nicht warten, und die Quadrille beginnt ohne ihn. Und nun sieht er gerade gegenüber eine Dame allein sitzen —

Sie starrt ihn unverwandt an, als ob sie ihn zu sich rufen würde. Ja, er glaubt sogar deutlich zu bemerken, dass sie mit dem Fächer winkt. Er wendet den Kopf ab, um das Zeichen nicht bemerken zu müssen. Dann sieht er aber wieder den einladenden Blick und fürchtet, die Dame abermals zu beleidigen . . . denn . . . das ist doch sicher dieselbe Dame, die er früher für Hermine hielt. Er geht durch die Tanzenden, stösst den Herrn mit Monocle zur Seite und nähert sich der Dame . . .

Es ist seine Mutter.

Sie erhebt sich und legt ihm die Hand an die Stirne. „Hast du Schmerzen, Adam?" fragt sie besorgt. Jetzt fühlt er, wie erregt er ist, und antwortet rasch:

„Lass' Mutter . . . ja, ja, ich habe Schmerzen, und . . . alles quält mich. Ich würde auch am liebsten fortgehen, so wie du es wünschest, aber siehst du nicht, dass ich jemand beleidigte und nunmehr warten muss, bis ich die Beleidigte finde?"

Und er erzählte, wie er die dunkelgekleidete

Dame beleidigte. Aber plötzlich wandte er sich rasch um, denn die fremde Dame sass neben ihm.

„Ach nun sind Sie ja da!“ sagte er freudig „ich suche Sie wie verrückt.“

„Ja, ich bin da . . .“

„Sie sprechen so leise.“

„Ich sagte, ich bin da. Was machen Sie denn?“ Was laufen Sie und stören die Ordnung? Ich weiss nicht, warum Sie sich derart um mich kümmern, da ich Sie doch gar nicht kenne und nur zufällig im ersten Zimmer sass, als Sie eintraten.“

„Ich musste, da ich Sie so gröblich beleidigte . . .“

„Von welcher Beleidigung sprechen Sie doch um Himmelswillen? Sie wollen mich lächerlich machen, aber Sie werden sich täuschen.“

„Verzeihen Sie . . . ich heisse Adam Kron . . . verzeihen Sie! Ich hielt Sie für Fräulein Hermine. Ich bemerkte erst jetzt, wie bezaubernd schön Sie sind. Ich wundere mich, dass kein Tänzer Sie wollte. Ich hätte um Sie gekämpft und mit keiner Anderen die Quadrille getanzt; so eigentümlich schön kommen Sie mir vor.“

„Ich habe Sie nicht gerufen.“

„Nein, Sie haben mich nicht gelockt und nicht gerufen. Ich habe Ihre Augen noch nicht gesehen, und doch hat mich nur Ihre Schönheit gelockt

9*

und gerufen. Ich lief Ihnen überall im Zimmer nach, als ob ich Sie um Verzeihung bitten müsste. Und doch weiss ich jetzt selbst, dass ich Sie nicht beleidigte . . . Auch dürfen Sie mich nicht für leichtsinnig halten. Ich sage es mit Nachdruck: ich habe niemand, niemand vergessen."

„Ach, sehen Sie, gnädige Frau" sagt Notar Leving zu Adam's Mutter, „er sitzt allein und begeht allerlei Thorheiten. Bald schüttelt er mit dem Kopfe, bald gestikuliert er und lächelt süss, als ob er mit jemandem spräche. Ich muss Ihnen offen gestehen: wir alle kennen den Grund seines jetzigen Zustandes und bedauern Sie aufrichtig."

„Gestern grämte ich mich noch, weil mein Sohn eine Geliebte hatte. Nun möchte ich sie ihm selbst zurückgeben, da er sie verlor. Er quält sich bis zum Wahnsinn."

Die dunkle Dame flüsterte aber:

„Und dennoch bin ich nicht schön . . . ich bin die Hässlichste von allen . . . Hässlich wie der Tod. Wie weit wollen Sie mir folgen? — Was soll man denken? Starren Sie nicht immerwährend, Sie finden gar nichts an mir!"

„Doch, doch," lachte Adam ausgelassen, und seine Augen funkelten. „Siehst du, ich kenne dich; jetzt weisst du selbst, dass ich dich kenne. Ich werde mich vor dir niederwerfen, deine Kniee umfangen und dich ewig festhalten . . ."

Aber — die Dame stand leise auf und verschwand im Gewühl. Er blickte ihr einige Zeit verzweifelt nach. Die Tochter des Hauses kam mit einem Kotillonorden auf ihn zu.

„Herr Kron . . .“

Sie versuchte, die rotseidene Masche an seine Bruft zu heften. Er lächelte . . . plötzlich aber fragte er sie heiser:

„Sind . . . Sie's?“

Sie verstand nicht und sagte:

„Warum tanzen Sie nicht? Den Orden habe ich Ihnen nur aus Gnade geschenkt. Sind Sie so stolz?“

Er kehrte ihr aber den Rücken. An der Schwelle des Nebenzimmers sah er sich noch einmal nach ihr um. Nein — flüsterte er — sie ist es gar nicht . . . sie wollte mich täuschen.

Dann stand er wieder dort, wo er am Anfang des Balles die dunkle Dame erblickte. Im Zimmer war niemand. Als er aber in den Spiegel sah, da bemerkte er die Dame in derselben Zimmerecke wie früher. Er lachte kurz auf und fühlte plötzlich einen wahnsinnigen Schmerz in den Pulsen. Er winkte der Dame zu; er brauchte Hilfe, er würde ersticken. Sie rührte sich nicht. Da aber sein Körper wie gelähmt war, so konnte er nicht mehr rufen und sich nicht bewegen. Nun wollte er Luft, nur ein wenig Luft, damit er nicht ersticke . . .

Aber wie glücklich! — Die dunkle Dame erhebt sich und öffnet das Fenster.

„Nun komm!“ sagte sie.

Er geht.

„Nun setze dich hier!“ befiehlt sie leise und zeigt auf das Fensterbrett.

Er setzt sich . . . er setzt sich so weit hinaus, dass seine Füsse frei in der Luft hängen. — Und nun . . . Nun fühlt er ihre Hand am Rücken —

Sie stiess ihn vom Fenster hinunter.

* * *

Eine Stunde später sagte Frau Doktor Heid zu Frau Kommerzienrat Elbe:

„Bei den Geheimrats muss es immer Skandal geben. Letztesmal war der Braten verbrannt — heute stürzt sich ein Narr aus unglücklicher Liebe vom Fenster hinunter.“

Ein Wiedersehen

Er wurde nachts in einer Weinschänke festgenommen. Er trank mit einem Soldaten. Seit zwei Tagen hatte er nichts gegessen, seine Taschen waren leer, und dennoch trank er sinnlos und lenkte bereits die Aufmerksamkeit aller Gäste auf sich.

„Ich bin No. 14," schrie er, „ich bin eine Münze, geprägt unter Karl dem Grossen!"

„Schweigen Sie doch," brummte der Korporal.

„Unter Karl dem Grossen."

Da trat ein älterer Herr im gelben Überzieher und mit einem schwarzen Kneifer auf ihn zu. Es klang beinahe freundlich, als er frug:

„Wollen Sie mir folgen?"

Dieser schüttelte sich vor Lachen.

„Wohin, Liebster? Wohin? Ich bin ja eine Münze aus der Zeit . . ."

Der Herr flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der Angeredete erhob sich zitternd. Er war kreidebleich; ein Lächeln umspielte seine Lippen . .

„Nun denn, ich bin — keine Münze. Sie haben es endgiltig festgestellt. Schön, ich bin

entlarvt, aber . . . Sie finden in keiner europäischen Sammlung eine Münze, welche . . . Übrigens . . . nein, warten Sie, nein . . . Sie scherzen, Teuerster, Sie wollen doch nicht . . .“

Er fing an zu weinen. Er hob beide Arme in die Luft —

„Gott, Gott, sei mir Zeuge . . .“

Der fremde Herr fasste ihn beim Arm.

„Kommen Sie“, sagte er leise.

Man machte den beiden Platz. An der Schwelle blieb der Betrunkene noch einmal zögernd stehen.

„Warten Sie,“ kam es heiser, „da hätte ich beinahe . . .“

Unter lautloser Stille kam er zu seinem Platz zurück und nahm einen Spazierstock, den er vergessen hatte.

„Mein Stock, sehen Sie . . . Silbergriff . . . echt . . .“

Dann gingen sie.

Und eine halbe Stunde später gestand er, Kaspar Stock, dass er den alten Baron Hienau mit einem Hammer erschlagen habe.

Nächsten Morgen hatte er fürchterlichen Katzenjammer. Es war ihm alles gleichgiltig; er bat nur fortwährend, man möge ihm kaltes Wasser über den Kopf giessen.

Dem Beamten, Dr. Suchelka, welcher sich für psychologische Motive interessierte, erwiderte er auf

eine Frage, er habe den alten Herrn „aus Überzeugung“ umgebracht.

Das erregte nun ein gewisses Aufsehen. In Klein-Sadl hat noch niemand einen Menschen aus Überzeugung getötet. Überhaupt kamen Morde selten vor. Der letzte vor sieben Jahren; der Mörder nahm aber damals fünfzig Gulden und dreissig Kreuzer, auch eine goldene Uhrkette mit.

Später kam eine kleine Enttäuschung. Der Mörder blieb bis zu Mittag apathisch; dann aber erklärte er plötzlich, er sei hungrig. Überhaupt wisse er nunmehr, warum er den alten Herrn umgebracht habe; einfach aus Hunger . . . So! Also nicht aus Überzeugung.

„Mensch, das ist nicht möglich!“ schrie der Doktor beinahe verzweifelt.

Der Mörder zuckte zusammen; die laute Stimme verletzte seine Nerven.

„Also nicht? Warum, glauben Sie?“

„Weil . . .“ der Beamte lachte geärgert. „Sie haben den alten Herrn doch nicht bestohlen?“

Stock wurde plötzlich nüchtern.

„Bestohlen?“ flüsterte er verwundert, „ich?“

„Nun also!“ triumphierte der Doktor. „Sie thaten es nicht aus Gewinnsucht — also war ein anderes Motiv da, ein . . .“

Über den Delinquenten schien aber plötzlich der Schrecken zu kommen; als erinnerte er sich

erst jetzt, dass er gefangen sei. Er fasste sich am Kopf und stand auf.

„Ich bitte, ich . . .“

„Was?“

„Ich möchte — trinken.“

„Sie werden reden! Hören Sie? Vor allem werden Sie reden.“

„Aber ich muss trinken,“ stammelte er hilflos, „ich will nur nur . . .“

„Was wollen Sie?“

„Will mir Gedanken holen.“

Er zitterte am ganzen Leib. Ein hagerer Mensch, schmutzig und vernachlässigt.

„Setzen Sie sich doch,“ ermahnte Doktor Suchelka freundlicher, „später können Sie meinetwegen trinken.“

„Wein.“

„Ja, was Sie wollen — später. Nun aber antworten Sie. Sie sagten vorhin: aus Hunger — wie?“

„Aus Hunger.“

„In der Früh sagten Sie aber: aus Überzeugung?“

„Über — zeugung.“

Er lächelte geistesabwesend.

„Sind Sie — verrückt?“

„Nein, nein . . . glaube nicht.“

Nach einer Weile:

„Sind Sie gar“ — der Doktor erhob sich feierlich — „ein Anarchist?“

„Nein, sicherlich, nein — ich glaube nicht.“

Der Beamte starrte ihn durchdringend, beinahe wütend an. Dann senkte er den Blick und begann in einem leisen Duldertone, indem er nachlässig mit dem Bleistift spielte.

„Sie standen zum ermordeten Baron in einem Dienstverhältnis —? Ich meine — Sie besuchten doch öfters vielleicht täglich sein Haus, und waren regelmässig bei ihm beschäftigt? Hatten Sie keine Arbeit für ihn zu leisten — sagen wir, schreiben?“

„Schreiben? ja, ja,“ er nickte mit dem Kopfe, „ich hatte Zettel zu schreiben.“

„Was für Zettel?“

„Herr Doktor, ich habe Kopfweh, und . . .“

„Bitte, bitte, passen Sie mal auf! Wozu dienten die Zettel?“

Er seufzte.

„Die Zettel? Nun ja, der Baron hatte eine Sammlung, Münzen . . .“

„Nun?“

„Seltene Münzen — eine sogar aus der Zeit Karl's . . .“

„. . . des Grossen, weiss schon. — Nun?“

„Auch Bücher, Bilder . . .“

„Ja, ja. Die Zettel bezogen sich also auf die Sammlung? Hatten Sie einen Katalog zu machen?“

„Ja, einen Katalog.“

„Nun. Der Baron gab Ihnen zu verdienen. Hatten Sie sonst einen Erwerb? Nein. Sie waren ihm also gewissermassen zur Dankbarkeit verpflichtet. Nicht wahr — zur Dankbarkeit?“

„Ja, ja.“

Er starrte vor sich hin, schweigend, nachdenklich. Dann wurde er plötzlich blutrot, als wäre ihm etwas eingefallen, und seine Augen glänzten.

„Dankbar?“ stiess er aus, „ihm?“

Er lachte gehässig.

„Pfui Teufel! Dankbar? — Pfui Teufel . . . Entsetzlich wie ich den Kerl verabscheue! . . .“

Er sprach nun fieberhaft, sich überstürzend:

„So ein Riesenkopf, so ein Ungetüm . . . Wenn ich Ihnen nur sagen könnte — seine schleimige Stimme, die war mir ekelhaft, und die Glatze und die Hände und alles, was er anrührte . . . Er hatte schöne Bilder, ich gebe es zu — von Musik verstand er wohl sicherlich nichts, aber er hatte schöne Statuen und Bilder . . . Die Bilder, die ich zu verzeichnen hatte — wahre Meisterwerke, Gott schütze mich, ein Böcklin . . .“

„Gehört das alles zur Sache?“

„Ach, wenn Sie mich fragen —! Da will ich schon alles sagen, haarklein, ja — ich bin Ihnen sogar dankbar und muss gestehen, es ist eine wahre Erlösung, dass Sie mich so über alles fragen. Denn

ich habe es früher niemand gestanden, und das war wohl eine Pein. Ich bitte Sie! — zwei Jahre habe ich mich bei dem Menschen gequält!“

Er schluchzte laut auf und rang die Hände.

„Gequält . . . Der Mensch hatte ja herrliche Sachen — hätte ich doch diese Pracht frei geniessen können, aber bei ihm quälte mich nur diese Schönheit wie der Schein eines unerreichbaren Glücks — Und ich war nur der Schreiber — verstehen Sie? — zum Beispiel: Numero so und so, Gegenstand der und der, Wert 400 Gulden . . . Er sitzt auf einem Schemel, nimmt die Dinger eines nach dem andern, schaut sie durch die Brille an, eine Ewigkeit — ich kann alles mitsehen, dann diktiert er — eine schleimige, ekelhafte Stimme, er diktiert ohne mich anzublicken. Das dauert manchmal drei Stunden, manchmal vier — wie gut hätte ich während der Zeit zu Hause Violine üben können! . . .“

„Violine?“

Der Beamte blickt verwundert auf.

„Ja, ich . . .“

Er sah zerknirscht aus, als wäre dies seine Hauptsünde, dass er Violine spiele. Dann wurde er aus grosser Verwirrung heftig und sprach beinahe zornig:

„Ja, ja — was weiter, was weiter, frage ich? Sie können sich überhaupt denken, dass es einem

auf die Dauer unangenehm wird, etwas zu verheimlichen — das halte ich aber — pfui Teufel — schon seit fünfzehn Jahren aus. Genau seit der Zeit, wo ich beim Examen durchfiel. Mein Vater war Möbelhändler und Tapezierer. — Wenn du durchgefallen bist, Kaspar, sagte er, so sieht man, dass Musik nicht für dich ist — lerne das Handwerk! Ich spielte bis heute Violine; ich erlernte nie das Handwerk — ich verlor alles, ich spielte Violine . . . Das Geschäft ging zu Grunde, und ich wurde Schreiber — ich musste. Ich habe eine Geliebte, zwei Kinder und — denken Sie sich! — die haben oft nichts zu essen . . . Aber heimlich vor den Leuten spiele ich, ganz heimlich . . . Und — stellen Sie sich vor: Sie gehen auf der Gasse, es fällt Ihnen eine kleine Melodie ein, die Sie selbst . . . Nun; die Sonne brennt Ihnen über den Rücken, auf der Gasse promenieren schöne Frauen mit weissen Händen, blauen Augen . . . Darf ich jetzt um Wein bitten?“

„Nein, nein. — Und überhaupt, Sie reden da . . .“

„Gut — später. Was wollte ich sagen? Also Sie spazieren, es ist Frühling, so kühl-duftig, die merkwürdige Melodie summt im Ohr, Sie lachen und denken: Das ist lustig, nun brauche ich ja nichts zu essen und kann dennoch leben, unendlich angenehm . . . Da sehen Sie aber einen unter-

setzten Herrn, — Sie kennen ihn und seinen Riesenschädel . . .“

„Baron Hienau?“

„Richtig. Uf — seufzen Sie — die Sonne brennt nicht mehr so gut, dem Menschen muss ich partout aus dem Wege. Und Sie laufen auf die andere Strassenseite, Sie wenden sich ab und schauen in die Luft. Aber da fasst Sie schon jemand am Rockzipfel, und der kleine Herr steht vor Ihnen: „Wie gut, lieber Stock, dass ich Ihnen zufällig begegne! Warum lassen Sie sich nicht sehen? Ich habe wieder einiges — morgen um neune werden wir Zettelchen schreiben, Zettelchen . . .“ — Sie danken gerührt, und als er fort ist, da haben Sie das böse Gefühl, als wären Sie wieder kleiner, um vieles kleiner geworden. Und ich . . .“

„Sie gingen dann doch zu ihm?“

„Ja . . . ja wohl, natürlich . . . ich bitte Sie! Gleich den nächsten Tag ging ich zu ihm, um mir was zu verdienen, gleich den nächsten Tag . . . Ja, da muss ich Ihnen aber das beste erzählen, das vor allem.“

Er lachte, obwohl er sehr bleich wurde.

„Ich ging mit Marie — aber Sie wissen nicht, Marie ist ein ganz einfaches Mädchen, hat früher auf der Gasse meine Lieder gesungen; ich hatte mit ihr zwei Kinder — ich ging also abends mit Marie beim Kunsthändler vorüber. Wir sehen ein Bild,

es hiess „Königin“ — ich werde es nicht beschreiben — es hiess „Königin“. Was ich bei dem Bilde fühlte, sagte ich Marie, und sie lächelte und bemerkte „Du bist wie ein Künstler“ .... Und den nächsten Tag sass ich wieder beim Baron und schrieb seine Zettelchen. Er war wieder verschnupft und sprach unverständlich. „Ich habe was neues“ — lächelte er mir geheimnisvoll zu — „da sehen Sie mal, nehmen Sie einen Zettel.“ Er nahm ein Bild und trug es zum Fenster. Ich biss die Lippen zusammen — es war die „Königin“. „Nun wie gefällt es?“ frug er mich herablassend. Ich fühlte mich so klein und beschämt, dass ich kein Wort hervorbringen konnte. „Wie gefällt es Ihnen?“ frug er noch einmal. Ich schwieg. „Nun“, schmunzelte er, „die Kunst scheint nicht Ihre Sache zu sein ... nun dafür haben Sie eine nette, reinliche Handschrift, das ist auch etwas wert ... ha ... ha ...“

Ich zitterte vor Wut, aber ich lächelte demütig. Er diktierte. Und als wir fertig waren, sagte er, gut aufgelegt, indem er das Bild aufhob: „Nun, wenn Sie auch das Bild nicht verstehen — an die Wand werden Sie es doch anschlagen können — wie? Da nehmen Sie den Hammer!“ Es wurde mir eiskalt, es schwamm und zitterte alles vor meinen Augen — ich sah nur seinen Schädel und seinen höhnenden, roten Mund, doppelt, dreifach, hundertfach ... Ich nahm das Bild ... es dünkte mir

leicht, als hätte es kein Gewicht, dann nahm ich den Hammer . . ich nahm lächelnd den Hammer . . . und . . ."

„Und?" Der Beamte stand zitternd und erregt vor ihm.

„Und . . ." Kaspar Stock lächelte blödsinnig.

„Sprechen Sie! Und . . ."

Der Mörder flüsterte:

„ . . . Und schlug damit auf den Kopf des Alten."

Der Beamte schwieg. Dann öffnete er die Thüre.

„Herr Kaspar Stock, Sie werden jetzt . . ."

Gendarmen traten ein und näherten sich ihm. — — Und nach einigen Wochen erging das Urteil über den Mörder Baron Hienau's. Er wurde zum Tode verurteilt. —

„Kaspar, Kaspar . . ." schluchzte am selben Abend ein Mädchen.

„Nun, Marie," er blickte zur Decke der Zelle, „es ist alles sozusagen glücklich . . . zu Ende!"

Er blickte sie beinahe strahlend an.

„Denk nur, ich brauche nun nimmer . . . hörst du! . . . nimmer zu dem Menschen! Ich bin frei — denk nur Marie — ich brauche kein Geld mehr!"

„Und unser Glück?" klagte sie, „unser Glück?" Er sah sie verwundert und so aufmerksam an,

als sähe er sie zum ersten Mal. Als wäre er aus einem Traume erwacht und wüsste nicht mehr, mit wem er glücklich gewesen.

Sie hörte nicht auf zu weinen, und er küsste sie mehrere Male leicht und flüchtig.

„Weine nicht, Marie," sagte er zerstreut; dann besann er sich auf etwas:

„Übrigens . . . warte . . . bringst du mir einmal die Geige in die Zelle?"

Er wurde warm.

„Hörst du Marie? Ich bitte dich, bringe sie mir einmal! Aber bald, sonst ist's zu spät. — Und sei behutsam beim Tragen, ich bitte dich, vorsichtig!"

„Und sonst, Kaspar, sonst?"

Er streichelte sie.

„Nun ja, lebe wohl . . . ich danke dir . . . lebe wohl . . ."

Und als er allein war:

„Nun Gott sei Dank . . . aus mit dem Elend, mit dem traurigen Brod . . ."

Er lachte leise.

„Mit allem ist's aus. Ich brauche ihn nicht mehr. Ich sehe ihn nie mehr."

In der Nacht vor der Hinrichtung hatte er einen Traum:

Er träumte, sie sässen alle bei Tisch, der Vater, die Mutter und er, der kleine Kaspar. „Du

bist ein nichtsnutziger Bengel," schrie der Vater. „Ich mag dich nicht sehen" — klagte die Mutter und kratzte sich verdriesslich mit der Haarnadel. — „Und gespielt hat er schon wieder." Da trat die alte Trude ins Zimmer. „Jessas, Jessas," jammerte sie, „haben Sie gehört, was Kaspar gethan hat?" Trude hatte ihren gelben Kopfputz und trug eine Schüssel herein; es waren darin Äpfel im Schlafrock, seine Lieblingsspeise. Man stellte die Schüssel vor ihn; die ganze volle Schüssel. Der Vater höhnte: „Iss nur, iss nur." Der Mutter aber liefen dicke Tropfen über das runzlige Gesicht . . . Trude öffnete weit die Thüre, und es kam — Baron Hienau mit blutigem Schädel und hinter ihm die Prüfungskommission vom Konservatorium. Der Baron lachte und fing an: „Herr Kandidat, antworten Sie uns auf folgende . . ."

Stock wurde aufgeweckt.

„Mein Sohn, mache Dich zu Deinem letzten Gange bereit."

„Wer . . . hat gesprochen?"

Es war ein Geistlicher.

„War Baron Hienau da?"

„Gott, Ihr gequältes Gewissen!"

„Ah, er war es nicht?" er lachte freudig. „Wird nie kommen. Kann nie kommen."

Die Augen des Verurteilten leuchteten.

Bei der Hinrichtung war Dr. Suchelka an-

wesend. Er verlor nicht seine gewohnte Ruhe, aber als er nachher den Kaffee trinken wollte, zeigte sich, die Sache habe ihn doch etwas angeekelt; der Arme hatte keinen Appetit.

Und — Kaspar Stock sah sich, nachdem er gestorben war, plötzlich in einem lichten, unendlichen Raume. Er fühlte eine wollüstige Wärme und von weitem hörte er seine Melodie, von der er in Sommernächten geträumt. Er sah auch, dass unzählige Sterne, verschieden an Grösse, bunt an Färbung über und an ihm vorüber flogen. Das sah er im ersten Augenblick. Dann merkte er freilich, dass die Sterne wie Menschen aussahen. Vielleicht Engel . . . Von weitem glitzerten sie wie Funken — als sie sich aber näherten, da hatten sie Köpfchen und Haare, Hände und Füsse, schöne Trachten aus alter und neuer Zeit . . .

Von weitem leuchtete ein grosser, rosafarbiger Stern. Er flog nicht wie die anderen — er schwamm. Er schwamm ruhig, selbstbewusst, mit einer behäbigen Sicherheit, einer aristokratischen Nonchalance.

Siehe, das muss ein vornehmer Herr sein, dachte Stock und fühlte, dass sein Herz beim Herannahen des himmlischen Würdenträgers zu pochen begann.

Entweder ist es der Herrgott selbst — murmelte er — oder du bist ein Hasenfuss, Kaspar.

Der Körper hatte aber eine — Glatze, auch — eine Brille . . . siehe, er war klein, dick . . . Donnerwetter — es war . . .

Stock erbebte.

War er's? Kein Zweifel. Wenn er's aber war — was nun? Soll er sich verstecken? Wohin, in diesem Raume ohne Räumlichkeit? Fliehen? Er konnte sich nicht bewegen; er war so leicht, dass er keinen Willen hatte.

Was wird er thun, wenn er mich erkennt? Wird er mir böse Vorwürfe machen? dachte Kaspar Stock. Was kann er mir thun? Ich bin ja tot — kann ich unter seinem Blick noch einmal sterben?

Gott . . . er bleibt stehen, er wendet sich um — erkennt ihn. Dann kommt er zu Kaspar Stock.

Ein unsäglich freundliches Lächeln erhellt sein fettes Gesicht. Er klopft ihn auf die Schulter und spricht wohlwollend:

„Ach, Sie sind es lieber Stock, Sie sind es? . . . Nun — jetzt kommen Sie aber gleich mit mir . . .! Kommen Sie — Zettelchen schreiben, Zettelchen schreiben . . .“

Gestürzt

Mundi, mein Freund, da du nicht mehr bist — wenigstens nicht in unserer Mitte — und die Sonne hoher Gunst dich nicht mehr bescheint, so will ich alles Böse dir vergessen und nur deiner lichteren Lebenstage gedenken; alles Spätere, alles, was nach der grossen Katastrophe geschah, die dich ereilte, soll für mich nicht sein, Mundi, du Einziger . . . Du warst ja doch der liebenswürdigste aller vom Schicksal Begünstigten, die ich kannte, und was der alte Herr — du kennst ihn — einmal von dir sagte, dass du nämlich ein frisiertes Gehirn hättest, ist weder wörtlich noch sonst irgendwie ernstlich zu verstehen. Eben in deinem Unglücke hattest du die Genugthuung, zu sehen, wie sich deine Widersacher und böswilligen Verläumder in der Beurteilung deines innersten, unergründlichen Wesens täuschten . . Das Futter deiner Seele war anders, als das Fell deines äusseren Menschen . . . Weil äusserlich alles so glatt und fein geschliffen war, so schlossen die Kurzsichtigen, dass das Innere auch weich gepolstert und zart

gedämpft sein müsse . . . Und darum fielen sie, als das Ungeahnte geschah, und sie ihren Irrtum entdeckten, wie eine Hundemeute über dich her, du unvergesslicher Mundi mit dem Goldkragen . . .

Doch genug der bitteren Betrachtung! Lasst uns noch einmal das Vorgefallene samt allen Antecedentien einer kurzen Rekapitulierung unterziehen.

Ich sass gerade bei einem unangenehm verzwickten Falle — es war der Prozess der Sarah Knopfeles gegen die Firma Nathanson und Cie, als Mundi Baron Strecker mit verstörter Miene mein Amtslokal betrat.

— Du, lieber Scheberle . . .

— Schon gut — sage ich ohne aufzuschauen — Sie wird wo liegen . . . Mundi pflegte mich nämlich jeden schönen Morgen um die Amtszeitung zu bitten, die er mit seltener Genauigkeit las.

— Nein, erlaube . . . ich komme nicht um den „Anzeiger“! Es ist mir was Grässliches geschehen . . .

— Hm?

— Ein furchtbarer Schlag . . .

Ich legte die Feder weg.

— Wer ist gestorben?

— Niemand, niemand, aber . . . Du erlaubst . . .

Er setzte sich auf meinen Cylinder.

— . . . aber ich bin nach Kreisdorf versetzt.

— Na, na — sage ich ein wenig enttäuscht, indem ich meine Kopfbedeckung in Sicherheit bringe — was ist denn da dabei? . . . Jeder muss doch einmal hinaus, und weil du zufällig der Neffe eines . . .

— Aber — nach Kreisdorf, nach Kreisdorf!

— Was willst du? Kreisdorf ist ein sehr nettes, ruhiges . . .

— Ja, ruhiges — stöhnte Mundi.

— . . . Fabrikstädtchen; Sitz eines Bezirksgerichtes; mit zweitausend fünfhundert einundzwanzig Einwohnern, wovon 90 % Katholiken und . . .

— Scheberle!

— Mundi, wenn du schreist, wird's nicht besser . . . Übrigens, komm heute Abends zur „Windmühle" essen; jetzt habe ich — mein Ehrenwort — mit diesem vermaledeiten Nathanson-Prozess zu thun . . . Vorläufig beruhige dich bis dreiviertel neun . . .

Aber Mundi wollte sich trotz allem nicht beruhigen. Ich hörte noch einmal von unten herauf seine Stimme. Er hatte auf dem Hofe einen alten Kanzlisten aufgegabelt.

— Piracek — sprach er weinerlich — von Mittwoch angefangen schicken Sie mir alle Briefe nach Kreisdorf. Ich bin versetzt.

Er protzte ordentlich mit seinem Unglück. Er setzte das ganze Amt in Bewegung. Er lief von

einem zum anderen; ich hörte Thüren zuschlagen, Stühle rücken. Einmal war er ganz nah an meinem Zimmer, dann belästigte er wieder jemand gerade unter mir im Souterrain; es war der reinste Jammer; ich musste das Fenster schliessen, damit ich das fade Wort „Kreisdorf“ nicht mehr höre.

Psychologisch war es ja ganz erklärlich; er war wirklich ganz niedergeschmettert, gebrochen, und andererseits . . . Ich weiss nicht; innerlich hatte ich eine leise Ahnung, dass eigentlich die ganze Versetzungsgeschichte dem lieben Mundi gar nicht so ungelegen kam, ja, dass sie vielleicht zusammen mit dem hohen Onkel abgekartet war und hauptsächlich den Zweck verfolgte . . .

Es war ja nur meine ganz geheime, private Vermutung, welche die nachfolgenden Ereignisse vollauf bestätigten . . . Der Lärm mit der Versetzung verfolgte nach meiner Vermutung den Zweck, den lieben Mundi in den Augen aller Herren gewissermassen zu — rehabilitieren. Mundi war nämlich ein sogenanntes Protektionskind, was vom gemeinen menschlichen Standpunkte aus gesehen ein Glück ist. Bei Mundis sensibler innerer Veranlagung war aber in diesen Glücksbecher ein Tropfen bitteren Wermuts hineingeraten. Es ist zwar schön, auf den Fittichen seines Onkels hinauf und immer höher hinauf getragen zu werden, aber es ist empfindlichen Gemütern unangenehm, wenn

alle davon wissen. Schon in der Prüfungszeit, wobei „Prüfung“ ganz wörtlich zu nehmen ist, fühlte Mundi, wie drückend es ist, der Neffe des grossen Strecker zu sein. Er war ja nicht schlecht begabt, hatte auch ziemlich intensiv und mit Verständnis geochst — sobald er aber den gestrengen Herrn Examinatoren gegenübersass, da fühlte er sich sofort als der Neffe „jenes“ Strecker und daher als a priori dumm, als einer, dem es nicht möglich ist, mit eigener Kraft durchzurutschen. Etwas Ähnliches wiederholte sich, als Mundi einige Jahre später bei uns als bartloser, hoffnungsvoller Praktikant die Vorstellungs-Runde machte . . . „Strecker“ — präsentierte er sich vierzigmal nacheinander . . . und schien jedesmal mit den Augen um Verzeihung zu bitten, dass er sich erlaubte, mit „jenem“ Strecker so nahe verwandt zu sein. Dabei war er von einer ungewöhnlichen Glattheit und Höflichkeit, ja . . er setzte uns mit seiner übertrieben artigen Ausdrucksweise in Verlegenheit. Wie sollte man mit einem Menschen reden, der alles „ausserordentlich schön und angenehm“, alle „ungemein liebenswürdig und geistreich“ fand, der die Cigarre aufhob, die man wegwarf, und die Thüre zusperrte, die man nachlässig hinter sich offen liess?

„Der echte Neffe und Präsidialist“ hiess es von ihm gleich anfangs, obwohl er mit seinem ganzen Willen und gezwungenen Benehmen gerade

das Gegenteil anstrebte. Er hatte sich wohl mit der Zeit ein wenig acclimatisiert; der glatte und zugleich ängstliche Zug war aber in seinem Wesen geblieben. Als sich einmal sogar unser hoher Chef zu der bekannten Bemerkung vom „frisierten Gehirn“ herbeiliess, da galt es selbst in den finstersten Winkeln träumender Hilfsämter für ausgemacht, dass Mundi „ein Neffe“, im Übrigen aber nur eine Puppe sei.

Einen eigentlichen Bock hatte er zwar niemals geschossen, aber — das ist's eben — selbst zum Bock, sagten die Herren, gehört Individualität, und Mundi ist nur Neffe. Solange er nicht avancierte, ging es noch leidlich; dann beging aber der alte (eigentliche, „jene“) Strecker die „Taktlosigkeit“, seinen Neffen steigen zu lassen. Nun galt es für ausgemacht, dass mit dem Falle Strecker die Aera eines cynischen Nepotismus für das unglückliche Vaterland anbräche. Der goldene Kragen Mundi's wurde zum roten Tuche für bureaukratische Malkontente, und sie schäumten vor Wut, wenn er ihnen bescheiden „Guten Morgen“ wünschte.

Um diese Zeit schloss ich meine Freundschaft mit Mundi. Nicht aus Widerspruchsgeist, nicht weil ich anders erscheinen wollte, als die anderen; nein, es war der reinste Zufall. Ich hatte einst eine schöne Dogge namens Heureka; ich liebte sie zärtlich, bis sie von einem Bauern — ich glaube

aus Rache, weil sie ihn in die linke Wade gebissen hatte — vergiftet wurde. Mundi hatte nun dieselben sanften Augen, wie meine „Heureka“. Sollte ich ihn hassen, weil er der Neffe eines hohen Herrn war? Wir speisten einmal abends in der „Windmühle“, und — sei es, dass ich einige Gläser über den Durst getrunken, oder dass Mundi an jenem Abend ganz besonders an „Heureka“ erinnerte — wir wurden miteinander „Du“ . . . Den nächsten Tag habe ich mich selbst darüber geärgert, aber schon einige Wochen später bereute ich nicht mehr, jene Duzfreundschaft geschlossen zu haben.

Mundi war ein Mensch für sich; dazu keineswegs uninteressant. Er war von einer gewissen eigenen Intelligenz, ausserdem ziemlich belesen und sehr viel von dem, was man in „guten Kreisen“ gebildet nennt. Aber auf seiner ganzen Persönlichkeit drückte ein unheimliches Etwas; es war bitter anzuschauen. Diese Last, welche Mundi beinahe die ganze Freiheit der Bewegung nahm, war keineswegs bloss „jener“ Strecker. Dieses gewisse lähmende Etwas war vielmehr sehr komplizierter Natur und bestand aus einer angeborenen Heidenangst vor dem, was die Leute über seine Person denken oder sprechen könnten, sowie aus einer fast byzantinischen, ebenfalls angeborenen Reverenz vor dem Wörtchen: „man“. So trug

„man“ z. B. diese und diese Kravatte, so ging „man“ zu dem und dem Schneider; „man“ fand diese Art von Bildern oder Frauenzimmern hübsch, jene soziale Erscheinung beurteilte „man“ so und so . . . Alles, was über das „man“ hinausging, war vom Bösen . . Die instinktive Maxime seiner Lebensführung war: sich von dem „man“ so wenig als möglich zu unterscheiden. Denn jede solche Unterscheidung war in seinen Augen eine Extravaganz, welche dem Skandal glich, und für welche er nur ein mitleidiges Lächeln hatte . . .

Aber „zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust“ hatte Mundi sagen können.

Ich bin der Entdecker der zweiten Mundi'schen Seele; ja, was auch immer später geschah, ich ahnte es schon lange vorher, wenn ich es auch nicht geradezu wusste . . .

Was aber das geheime Ziel der Versetzung Mundi's nach Kreisdorf anbelangt, so wäre ich auf den Witz gar nicht gekommen, wenn er nicht so demonstrativ Lärm geschlagen hätte. So aber merkte ich „die Absicht und ward verstimmt“. Der Versetzungsplan entsprang der Furcht Mundi's vor dem „man“; er bekam Gewissensbisse; „man“ avanciert doch nicht so rasch wie er's in letzter Zeit that, und „man“ erregte nicht böses Blut und öffentliches Ärgernis, wie er's that . . So durfte es nicht länger gehen; er durfte nicht länger Auf-

sehen machen, denn das ging gegen den Strich seiner Natur. Er musste auf's Land versetzt werden, damit die Anderen sehen, dass man den Baron Strecker auch versetzt. So wird er die bösen, ränkeschmiedenden Herren Collegen zum Schweigen bringen und wieder in das ihm so sympathische, diskrete Dämmerlicht des „man“ untertauchen.

Was andererseits die Wahl des Ortes „Kreisdorf“ betrifft, so war ich mir auch über diesen Punkt Mundi'scher Taktik im Klaren. „Kreisdorf“ war an und für sich eines der elendesten Nester auf Erden; schlechte Bahnverbindung, kein Theater, wenig Gesellschaft . . . Die Versetzung Mundi's dorthin würde also ausserordentlich populär sein. Keiner würde aber auch nur im leisesten die geheime Anziehungskraft dieses Ortes für — Mundi ahnen. In Kreisdorf war nämlich eine Gummifabrik; diese Gummifabrik trug Millionen; diese Millionen flossen in die Tasche eines Herrn Adolf Tschopp; dieser Herr Adolf Tschopp hatte eine Tochter; diese Tochter hiess Adele, und diese Adele . . . kein Zweifel; das war des Pudels Kern . . . Diese Adele — —. Ich kannte diesen Lieblingsplan der freiherrlichen Strecker'schen Dynastie, bevor ich noch die Ehre hatte, Mundi zu meinen Amtsgenossen zu zählen. Am Tage, wo Mundi seine rührende Versetzungs-Tragödie zum Besten gab, hatte ich die Geschichte von der projektierten Heirat augen-

blicklich vergessen; den nächsten Morgen fiel sie mir zwar gleich ein, aber ich lächelte nur für mich . . . philosophisch — verächtlich-neidisch, ohne im übrigen jemand ein Sterbenswörtchen hievon zu verraten; ich wollte meinem lieben, neugewonnenen Freunde das Geschäft nicht verderben. Nur ein Vergnügen konnte ich mir nicht versagen . . .

Als nämlich die Trennungsstunde heranrückte — wir hatten unseren Kollegen korporativ zum Bahnhof begleitet, denn er wurde dank seinem „Unglück" populär — und Mundi, vom Abschiedsgelage ein wenig gerötet, gerade unzählige treue Kollegenhände drückte, ja aus Zerstreutheit sogar seinem vormaligen Feinde, dem rothaarigen Sekretär Sockl begeistert versicherte, er werde ihm aus Kreisdorf „recht viel schreiben", da lispelte ich ihm mit einem mephistophelischen Lächeln ins Ohr:

„Mundi, grüsse mir Fräulein Adele Tschopp."

Er wurde weiss wie seine Manschetten, blickte mir in die Augen wie ein geängstigtes Reh, und ich glaube, er wäre schon im nächsten Augenblick in Ohnmacht gefallen, wenn man nicht gerade das Zeichen zur Abfahrt gegeben hätte.

Einige Wochen vergingen. Wieder sass ich eines Morgens in der kühlen Amtsstube, und wieder arbeitete ich an dem endlosen, unsterblich langweiligen Prozesse der Sarah Knopfeles gegen die

Firma Nathanson und Cie, als gerade der liebe Briefträger erschien und mir ein grosses Couvert überreichte. Auf dem Couvert erkannte ich gerührt die spitzen, aristokratisch blauen Schriftzüge meines Freundes Mundi. Welchen Grad erreichte aber mein wonniges Entzücken, als ich die papierene Hülle mit dem bekannten Zeigefinger-Griff öffnete und zu lesen begann:

„Herr Adolf Tschopp und Frau Eveline Tschopp, geb. Ziehmandl beehren sich die bevorstehende Vermählung ihrer Tochter

Adele . . .“

Mit wem? Natürlich mit Mundi. Siehe zweite Seite:

„Ottokar Freiherr von Strecker, und Kamilla
Freifrau . . .“ u. s. w. u. s. w.

Ich eilte mit dem kostbaren Briefe sofort freudetrunken hinaus, um die Botschaft mit den Herren zu teilen. Ich blieb aber in jedem Zimmer schon an der Schwelle enttäuscht stehen; ich kam zu spät; überall sassen sie schon beisammen, und einer las immer mit feierlicher Stimme:

„ . . . Eveline, geb. Ziehmandl . . . beehren . . . mit Herrn Dr. Sigismund Freiherrn von . . .“

Spitze Bemerkungen auf Kosten des Abwesenden flogen hin und her. Nun schien er ja gegenwärtig „des Lebens ungemischte Freude“ wirklich zu geniessen. Er ist schön, hat einen Goldkragen,

heiratet einige Millionen . . . Ja, ja, wenn man der Neffe eines hochgestellten Onkels ist! . . . Nur seine Heuchelei, seine Trennungsrührung, seine virtuos gespielte Verzweiflung über das „schreckliche" Kreisdorf konnte man ihm jetzt nicht verzeihen. „Dem werden wir's geben!" schrie erbittert der rothaarige Sockl, „so ein . . . Hochstapler! . . ."

Es ist merkwürdig, dass mich beinahe alle im Verdacht hatten, dass ich in die taktischen Pläne Mundi's eingeweiht wäre. Ich mochte mich verteidigen, wie ich wollte . . . „Wir wissen schon", unterbrach man mir jedesmal das Plaidoyer.

Wie wenig ich in Wahrheit seit der Versetzung Mundi's mit diesem in Kontakt war, beweist die Thatsache, dass, als diesen armen Jüngling plötzlich eine unglaubliche, entsetzliche Katastrophe ereilte, ich der letzte war, welcher hievon Kunde erhielt.

Seit der Verlobung Mundi's waren nämlich wieder einige Wochen vergangen, und ich sass wieder eines schönen Amtsmorgens und schrieb zur Abwechslung gerade etwas in Angelegenheit des Prozesses der Sarah Knopfeles gegen die Firma Nathanson und Cie, als der Rechnungsrat Calamari mit einer geradezu erschütternden Nachricht meine Bureau-Idylle zerstörte.

„Was sagen Sie, Doktor", schrie er atemlos, „was sagen Sie zu dem Skandal?"

„Verstehe nicht . . ."

„Na, zu der Geschichte mit dem jungen Strecker!“

Ich stand neugierig auf.

„Was ist geschehen? Ist er gar — Hofrat geworden?“

„Nein, nein . . . Sie wissen doch — seine Verlobung ist auf eine geradezu skandalöse Weise auseinandergegangen . . . Aber machen Sie nur nicht so, als ob . . .“

Ich stampfte erzürnt mit dem Fusse.

„Ich mache gar nicht, als ob . . . Hören Sie, ich weiss gar nichts, kein Jota weiss ich. Ein Skandal — sagen Sie? Mundi — und ein Skandal? Das glaub' ich Ihnen gar nicht!“

„Aber bitte, glauben Sie nicht“, erwiderte der Rechnungsrat, indem er beleidigt seinen Gehrock zuknöpfte. — „Die anderen Herren sollen es Ihnen bestätigen.“

In der That; die anderen Herren bestätigten es wirklich. Ich hörte geradezu Unmöglichkeiten, wahnsinnige Absurditäten. Ich frug einigemale schüchtern an, ob nicht zufällig eine Namens- oder Personen-Verwechslung vorliege, aber man empfing diese Zweifel mit einem Hohngelächter. Das eine stand sicher: Mundi's Verlobungsbruch hatte ein so skandalöses Vorspiel, dass der junge Baron aus dem Dienste austreten musste. Selbst der alte Strecker — ich bitte, j e n e r Strecker, die Mundi'sche Sonne und Glücksquelle, soll sich über seinen un-

geratenen Neffen in einer geradezu indignierten Weise geäussert haben. Auch habe besagte Persönlichkeit in scharfem, entschiedenem Tone erklärt, von dem jungen, lasterhaften Manne in Zukunft nichts mehr hören und sehen zu wollen. Mir schwindelte. Was kann denn mein wohlerzogener, glatter, um die öffentliche Meinung stets so peinlich besorgter Mundi gethan haben, dass sich nunmehr alles von ihm abwendete? Welches konkrete Ereignis war wohl die Ursache dieses in der Weltgeschichte beispiellosen Sturzes?

Ich hörte nur Unzusammenhängendes; die schönsten Details gingen mir verloren. Zu meinem Pech glaubten nämlich alle Herren Kollegen, dass ich ohnedies das Ganze schon wüsste und nur die alte Komödie fortsetzte. Mir blieb nichts anderes übrig, als unbemerkt zu lauschen. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege gelang es mir, hie und da einen Brocken zu erhaschen. Zu diesen Fragmenten, unter denen insbesondere irgend ein Fabriksmädchen in seltsamer Weise figurierte, fehlte mir freilich sozusagen der nervus rerum, nämlich die psychologische Verbindung und Vertiefung des Ganzen.

Ich sass nun abends in der „Windmühle" und philosophierte. Wie reimt sich das zusammen? grübelte ich. — Dieser Mundi, der vor „man" wie ein Schulknabe zitterte, der alles that oder

unterliess, was „man“ zu thun oder zu unterlassen hatte, dem der gesellschaftliche und überhaupt jeder Codex oft das Denken und Fühlen ersetzte — wie konnte er . . .?

Beim ersten Glase Bier wollte es sich noch absolut nicht reimen. Beim zweiten ging es schon besser, beim dritten endlich begann ich — der Mensch ist ein gemeines Tier — zu lächeln . . . Ich lächelte aber auch nicht über das Unglück meines Freundes: sondern, weil es sich endlich reimte, weil ich endlich den nervus rerum herausfand.

Die zweite Seele Mundi's: die war's! Die zweite Seele hat ihm den üblen Streich gespielt. Ich habe sie schon gekannt. Ich habe schon längst in seinen langweilig wässerigen, namenlos unständigen Augen ein gar verdächtiges unterirdisches Flimmern entdeckt, welches mir anzeigte, dass unter der feinen, glatten Strecker'schen Hülle ungeahnte Mundi'sche, Feuer und Flamme speiende Abgründe sich verbargen. Es waren Kleinigkeiten, unbedeutende Anzeichen, die ihn verrieten. Einmal ein schneller, glühender Blick, mit welchem er die üppigen Formen der Kassiererin Resi mass; ein andermal erwischte ich ihn, wie er am Charfreitag, er der tief Religiöse, dicke Würstchen in der Bahnhofsrestauration verzehrte . . . Alles dies that er, wenn er sich unbeachtet glaubte . . . Die erste

Seele war aber das Officielle, das, wovon er eigentlich selbst glaubte, dass es sein Wesen ausmachte ... Und dennoch ... Die zweite Seele ist immer stärker als die erste, weil sie im Verborgenen blühend immer neue Kräfte sammelt und sie nie nach aussen verbraucht. Was Wunder, dass sie einmal, dick geworden, das zarte Kleid der ersten Seele zersprengt und dann, in Freiheit, wahre Orgien feiert. Kein Zweifel; Mundi war das Opfer des wahren Futters seiner Persönlichkeit.

Ich habe zu Ende gedacht, erhob mich und ging, wie es in der „Windmühle“ Usus ist, selbst zum Buffet, um die Rechnung zu begleichen.

„N' Abend, Fräulein Resi“, sage ich bierfröhlich, den Inhalt meiner Börse inspicierend, „haben Sie die Gnade und wechseln Sie mir einen Zehner ... habe zu wenig Kleingeld.“

„Kann leider nicht dienen“, lächelt die Kassiererin, „aber, Herr Doktor, das hat doch bis morgen Zeit ... Wie viel fehlt's denn?“

„Fünfunddreissig Kreutzer.“

„Ei, erlaube“, höre ich eine seltsam bekannte Stimme hinter mir, „kann ich dir nicht mit der Kleinigkeit ...“

Ich drehe mich blitzartig um. Der Teufel ...

„Mundi!“

„Ja ich ...“

„Bist du es wirklich? ..“

Vom Zahlen ist natürlich nicht mehr die Rede. Wir setzen uns wieder an unseren früheren Stammtisch.

Er sieht ein wenig verändert aus; ich möchte sagen, sein äusserer Mensch ist in punkto „Baron“ ein wenig vernachlässigt. Das Rosig-Weisse in seinem Gesicht ist auch ein wenig dahin, ebenso . . . wenn ich nicht irre, seine weissen Gamaschen . .

Er ist nur darum verlegen, weil ich es bin.

„Nun?“ frage ich einleitend.

„Nun“ — er lächelt so fein wie früher — „vorläufig fahre ich auf einige Zeit nach Rom . . Ach Rom —! Es ist immer mein Wunsch gewesen.“

Er spricht in einem solchen Tone, als wäre diese Romfahrt das einzig Interessante, das ihn bewegt.

Nun beginnt er aber unerwarteter Weise:

„Du, denk dir mal, was mir in Kreisdorf . . . Aber du weisst es vielleicht . . .“

Er sagt es ein wenig zitternd, aber lächelt gezwungen ruhig. Ich glaubte zu ahnen, dass dieses Mit-der-Thür-ins-Schloss-fallen, diese überrumpelnde Offenheit eine bewusste Taktik von ihm ist. Er fühlt es, dass er mir gegenüber die Sache nicht gänzlich tot schweigen kann, also rückt er damit offen heraus, als wäre es eine ganz alltägliche Kleinigeit.

„Nein,“ sage ich „ein wenig, aber nicht alles.“

Er lächelt.

„Ein wenig aber nicht alles . . . Du hast meine Anzeige erhalten?“

„Ja, ja . . . verzeihe, habe Dir nicht . . .“

„Bitte! Du hörtest wohl, dass die Angelegenheit leider einen — anderen Verlauf genommen . . .“

Der liebe Mundi! „Einen anderen Verlauf . . .“ Mundi spielt mit Brotkügelchen und spricht:

„Mein gewesener Schwiegerpapa in spe hat eine Gummifabrik in Kreisdorf. Eine sehr interessante Fabrik; ungemein moderne, zweckentsprechende Einrichtungen, alles im grossen, europäischen Stile. Nun . . . und seine Tochter Adele ist ein sehr schönes Fräulein, sehr gebildet und . . .“

„Sehr geistreich“, setze ich im Geiste selbst fort, weil ich Mundi's Redeweise kenne.

„ . . . sehr geistreich. Es weht in diesem Hause eine vornehme geistige Atmosphäre. Ich kann wirklich die Tage, die ich als Bräutigam im Kreise dieser ehrenwerten und . . .“

Er räusperte sich.

„. . . liebenswürdigen Familie verbrachte, zu den schönsten meines Lebens zählen.“

Pause.

„Und?“ frage ich gespannt.

„Und“, setzt Mundi fort, indem er weitere Brodkügelchen fabriziert, „ . . . was nun weiter die Einrichtungen in der Gummi . . .“

Ich rückte ungeduldig in meinem Stuhl . .

„. . . fabrik anbelangt, so habe ich mich immer darnach gesehnt, sie genau studieren zu können. Eine günstige Gelegenheit hinzu bot sich mir, als meine Braut sammt Mama zu einer plötzlich erkrankten Verwandten auf einige Tage verreisen musste. Ich begab mich an einem freien Vormittage in den Fabrikraum. Ich vermag dir den empfangenen Eindruck nicht wiederzugeben, und hoffe, dass du mir eine detaillierte Beschreibung um so eher nachsiehst . . .“

„Gewiss, gewiss.“

„. . . als wir ja beide keine Fachleute sind . . .“

Er schwieg und sprach dann langsamer und etwas künstlich ruhig weiter:

„Was aber ausserdem vor allem meine Aufmerksamkeit fesselte, das war . . . Mein Gott, warum soll ich's verheimlichen, es war ein Mädchen, ein ganz gewöhnliches, nun . . . nicht gerade ausgesucht reines, aber gesundes, üppiges Fabrikmädchen . . . Lina Kralik . . .“

„Ah!“ bemerkte ich interessiert, „du kanntest sie schon vorher?“

Er lachte ein wenig heiser.

„Von „kennen“, so wie du meinst, konnte natürlich nicht die Rede sein. Was denkst du? So etwas kann man in einem Kreisdorf nicht ungestraft thun . . . In meiner Stellung, mit meinem Namen . . .“

„Und als Bräutigam."

„Ach ja . . .! Als Bräutigam . . . Glaub' mir, es ist eine schwere Zeit! Man hört ja nicht auf, Mensch zu sein, und hat keine Möglichkeit, es voll zu sein . . . Diese Sommernachmittage, diese stillen, sonnigen Sommernachmittage in der Gesellschaft eines hübschen Mädchens . . . es ist was Schönes . . ."

„Poetisches" — setzte ich im Geiste fort.

„Poetisches, Bestrickendes . . . aber . . . auch Qualvolles . . . Glaube mir liebster Freund — Qualvolles . . ."

„Und da sahst du nun jene . . . Lise oder Lina."

„Ich war ihr schon früher öfters begegnet. Auch sah ich vom Bureaufenster täglich gegen sechse alle Fabriksmädchen nach Hause gehen."

„Diese war aber die drallste — wie?"

Die zweite Seele leuchtete vulkanisch in Mundi's müden Augen auf:

„Diese . . . ja! Wie sie so hochgeschürzt, elastisch . . . aber pardon, ich will ja zu Ende berichten. An jenem Tage entdeckte ich nun in der Fabrik mit trunkenem Auge das Mädchen. Sie erkannte mich gleich und lachte. Wenn sie nur nicht gelacht hätte! Ich konnte meinen Blick von ihr nicht wenden. Und als ich das Mädchen anstarrte, kam gerade ein kleines, graues Männlein

in den Raum, nahm das Ende eines Strickes, welcher an der Wand herunterhing, und begann daran zu ziehen. Es läutete; es war das Mittagszeichen. Die Mädchen liessen wie auf Kommando die Arbeit ruhen. Eine nach der anderen entfernte sich aus dem Saale: jede, die vorüberging, alt oder jung, sah mich an; sie flüsterten, kicherten und sahen mich alle an . . . Endlich war Lise allein geblieben. Absichtlich? Sie machte sich noch scheinbar zu schaffen, aber ich sah, wie sie meinen Blick fühlte, rot war und verstohlen lachte. Ich wusste, dass ich nun unterliegen würde! Lache nicht; ich wusste es . . .“

Er hielt inne und redete dann immer leiser und schneller:

„Das kleine, graue Männlein war noch immer da, und denke dir, gerade dies erregte mich am allermeisten. Wie er so langsam, mit zittrigen Händen das Seil wieder nahm, und damit ungeschickt manövrierte, offenbar nicht wissend, wo er es befestigen sollte, da hätte ich ihn zerrissen.“

„Geben Sie her“, sagte ich heiser, nahm ihm das Seil und befestigte es auf gut Glück, wo ich konnte — an eine kleine, offene Thüre.

„Danke“, sagte das das Männlein stupid lächelnd, zauderte noch einen Moment und ging endlich langsam hinaus.

Nun war ich mit ihr allein.

„Was . . . machst du da?“ frage ich sie und fühle, wie thöricht ich aussehe, lächle und zittere.

„Was machst du?“ frage ich unsinnig weiter und drücke ihren warmen Körper an mich. — —

Sie weicht zurück, ich halte sie immer fester und wiederhole fortwährend mechanisch; was machst du, was machst du? . . Wir sind dicht an der kleinen, offenen Thüre. Sie kann nicht mehr zurück und sinkt auf die Kniee. Ich weiss nicht, ob sie mich von sich stösst oder an sich zieht. Ich weiss nicht, ob sie krampfhaft weint oder wollüstig seufzt. Ich weiss überhaupt nichts und sehe nichts . . Ich halte sie in meinen Armen und bin glücklich — —

Ein Erwachen . . . Schrill, eigentümlich . . . Wir zucken beide schmerzlich zusammen. Ich bin noch halb gelähmt vom Rausche, aber ich höre . . . Ich höre ein lautes . . . helles — Läuten. Und sie stösst mich heftig mit einem tschechischen Fluch von sich. — Das Läuten wird immer wahnsinniger . . . Und — ich werde den Augenblick nie vergessen — plötzlich füllt sich der ganze Saal mit Arbeitern, Arbeiterinnen . . . schliesslich kommt er selbst, Adolf Tschopp, mein vormaliger Schwiegervater — —

„Was war denn um Himmelswillen . . .?“

„Ja, verstehst du denn nicht? — schreit Mundi. „Der Glockenstrang war an der Thüre befestigt,

und wir haben in unserem Rausche diese vermaledeite . . .“

„Mundi; Unglücksmensch! . . .“

Mundi senkt bleich und traurig den Kopf.

„Ja, ja — flüstert er — es war ein teuflicher Zufall, ein ganz . . .“

„Sag mir, dachtest du anfangs nicht an Selbstmord?“

Es sieht mich verwundert an . . . Meine Zumutung gab ihm die ruhige Sicherheit wieder.

„Nein“, sagt er gedehnt und zieht langsam seine Glacé-Handschuhe wieder an — „so etwas thut man ja nicht . . .“

Ausserdem erschienen von

Detlev von Liliencron:

Poggfred, kunterbuntes Epos in 12 Cantussen
geheftet 3 Mark.
gebunden 4 Mark.
numerierte Luxusausgabe 6 Mark.

Mit dem linken Ellbogen, Roman
geheftet 2,50 Mark.
gebunden 3,50 Mark.

Arbeit adelt, Drama. geheftet 1 Mark.

Knut der Herr, Drama. geheftet 1 Mark.

Die Merowinger, Drama. geheftet 1 Mark.

Der Trifels und Palermo, Drama.
geheftet 1 Mark.

Auswahl:

Adjutantenritte, Gedichte.
geheftet 2 Mark.
gebunden 3 Mark.

Ausgewählte Gedichte. geheftet 4 Mark.
gebunden 5 Mark.

Kriegsnovellen, Auswahl für die Jugend,
gebunden 1 Mark.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.


Princeton University Library
32101 068181302

